Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur

Zweiter Jahrgang / Nummer 46 / Berlin, 13. November 1908

Der Markstein / Von Eduard Goldbeck

Ueber die Persönlichkeit Wilhelms des Zweiten ist nun wohl alles gesagt, was gesagt werden konnte und gesagt werden mußte. Maximilian Harden war der erste, der die Individualität des Kaisers erkannte. Nach ihm, durch ihn beeinflußt, haben dann noch andere versucht, das deutsche Volk über Wilhelm den Zweiten aufzuklären. Indessen, sie blieben einzelne. Die „führenden" Zeitungen schwiegen oder lobhudelten weiter. Jetzt — wo der Skandal zum Himmel schreit und die Konjunktur für Hohenzollernkritik sich günstig anläßt — bekennen sich die liberalen Blätter etwas verspätet zu dem Mannesmut vor Fürstenthronen, zu welchem ihre Tradition sie verpflichtet. Sie geben sich das Air, als hätten sie stets ehrlich und mutig die Wahrheit gesagt. Leider ist's nicht geschehen; hätte die liberale Presse von der ersten Stunde des wilhelminischen Kurses an ihre Warnerpflicht erfüllt, so wäre uns manche Blamage erspart geblieben.

Die konservativen Zeitungen gebärdeten sich allzulange als Schützer der Kronrechte. Auch sie erkennen nun, daß dieser Kaiser, wenn wir ihm urteilslos folgen wollten, uns nicht „schönen, herrlichen Tagen", sondern dem Ruin entgegenführen würde. Aber auch heute winselt noch ein frommes Blatt den „vielgeliebten und hochbegabten" Monarchen an, sich in Zukunft mit seinen Ratgebern ins Einvernehmen zu setzen. Gerade gegen die Legende von der „hohen Begabung" des Kaisers muß protestiert, es muß offen erklärt werden, daß er für eine Führerrolle intellektuell nicht ausreicht. Die Veröffentlichungen des „Daily Telegraph" beweisen, daß Wilhelm der Zweite nicht imstande ist, die nächstliegenden, die unausbleiblichen Folgen einer politischen Handlung vorauszusehen. Aber diese Legende ist seit zwanzig Jahren unermüdlich gepflegt worden. Vom Hofe verbreitete sich die byzantinische Seuche über das ganze Land. Herr von Zedlitz sagt im „Tag": „Nur unser Kaiser ist (als Kronprinz) in der Giftatmosphäre höfischen Byzantinismus verblieben, in der die in ihm liegenden autokratischen Triebe treibhausartig sich entwickelten."

Das ist eine scharfe Kritik, und Aehnliches war überall zu lesen; zugleich aber ging durch den lokalen Teil der Blätter eine Notiz: „Der Kaiser als ehrlicher Finder." Etwa des Inhalts, daß der Kaiser bei einem Spazierritt ein Paket gefunden habe. Ein ganz unscheinbares Paket. (Nutzanwendung: Nichts entgeht dem Adlerblick des Monarchen!) Er ließ es aufheben. (Nutzanwendung: Nichts ist diesem Genius zu klein! Was wären wir ohne seine Fürsorge!)

Ehe wir uns diese Gesinnung und diesen Stil nicht aberziehen, wird es uns nicht gelingen, das Temperament des hohen Herrn zu zügeln. Bürger hatte ganz recht: „Der Großen Hochmut wird sich geben, wenn eure Kriecherei sich gibt!"

Das aber ist unsere nächste und wichtigste Aufgabe: mit dem persönlichen Regiment aufzuräumen. Denn, wenn es so fortgeht, so erleben wir einen Krieg, zu dem der Kaiser den Feldzugsplan liefert. Und deshalb wollen wir die

Casablanca-Angelegenheit doch ja nicht etwa forcieren, sondern sie schiedlich-friedlich beenden und erst einmal zu Hause reinen Tisch schaffen. Denn jetzt heißt es nicht mehr kritisieren, jetzt heißt es handeln. Der Kanzler, der Bundesrat, der Reichstag, sie alle wissen jetzt, was auf dem Spiele steht. Es müssen sich Formen finden lassen, die den Kaiser verhindern, die Reichspolitik zu engagieren und zu kompromittieren. Den absolutistischen Velleitäten muß auch in Preußen ein Ende gemacht werden. Es genügt nicht, daß einige Sündenböcke davongejagt werden; es genügt nicht, daß der Kanzler fällt; es genügt nicht, daß dem Kaiser die Wahrheit gesagt wird. Institutionen, einschränkende, hemmende Institutionen müssen wir haben, die die Errichtung eines „starken", eines „patriarchalischen" Regiments ein für allemal unmöglich machen.

Der Kaiser hat das Wort „ich" stets mit drei großen Buchstaben geschrieben. Aber er hat auf mildernde Umstände Anspruch: unwürdiger ist kaum je ein Mensch umwedelt worden. Man hat ihm eingeredet, er sei ein Genie, und er hat sich beeilt, es zu glauben. Niemand wagte zu opponieren, und doch hätte ihm kein besserer Dienst erwiesen werden können als Opposition. Schroffe Opposition, nicht die „ehrerbietige", die jede Silbe in parfümierte Watte wickelt. Wo blieb der geharnischte Protest des Parlaments, als das beleidigende Wort von den „vaterlandslosen Gesellen" fiel? Schwerer, weit schwerer als die Presse haben die Volksvertreter gesündigt, die durch die Immunität geschützt waren, die sprechen konnten, sprechen mußten und dennoch stummen Hunden glichen.

Dauernde Institutionen, die den Machtbereich der Krone enger umgrenzen, tun uns not. Denn wer wollte zweifeln, daß der Kronprinz dem Beispiel seines Vaters folgen wird? Der junge Herr hat jetzt Manschettenknöpfe erfunden, das sagt alles. Heute hier, morgen dort. Amüsement und nochmals Amüsement. Und daneben jener Dilettantismus, der alles kann, ohne irgend etwas gelernt zu haben. Verwaltungsreform? Spaß! Ein Marginale: „Fort mit dem Aktenkram!" Technik? Nichts leichter als das! Bitte um ein Patent. Auch das geht nicht so weiter. Die Herren lernen den Ernst des Lebens nicht mehr kennen. Friedrich der Große reifte in Küstrin. Die heutigen Hohenzollern werden verhätschelt. Sehr zu ihrem Schaden. Die altpreußische Zucht machte vor den Prinzen des Königshauses nicht Halt.

Fürst Bülow? Auch er hat stets das Wort „ich" mit drei großen Buchstaben geschrieben. Freilich in anderem Sinne. Ihm kam's immer nur darauf an, im Amt zu bleiben. Er opferte sich bei jeder schwierigen Wendung aufs neue. „Sie werden doch in diesem Augenblick nicht den Karren im Dreck lassen, Durchlaucht? Wer außer Ihnen könnte . . . Wir appellieren an Ihre Königstreue, an Ihren Patriotismus!" Und immer wieder opferte sich der Fürst und blieb Kanzler. Immer in dem beseligenden Gedanken, wieviel er schon verhindert habe, wieviel er noch verhindern werde. Und seine Freunde verbreiteten, er habe dem Kaiser das denkbar Stärkste gesagt. Was aber nichts daran ändert, daß wir jetzt Schlag auf Schlag den Tweedmouth-Brief, die Affäre Tower-Hill und den neusten „Schlager" erlebt haben.

Welch ein Meisterdiplomat der Kanzler ist, das ersehen wir aus dem „rettenden" Communiqué, das er in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung erließ. Von diesem haltlosen Geschwätz erwartete der Kanzler einen günstigen Eindruck. Nun, er hat sich getäuscht. Aber wie wird denn die auswärtige Politik gemacht? Durch Telegramme, durch Briefe, durch Noten, durch Communiqués, und alles kommt darauf an, daß ihr Urheber sich nicht über den Eindruck täuscht, den sie hervorbringen werden. Die Unzulänglichkeit des Fürsten hat sich nie krasser gezeigt als in diesem Dokument. Aber hat er nicht den Kaiser „ritterlich" gedeckt? Er hat erklärt: „Wenn ich das Interview gelesen hätte, so hätte ich Bedenken erhoben." Wenn das eine „Deckung" ist, so möchte ich des Kanzlers Hiebe sehen. Und warum hat er das Interview nicht gelesen? Vermutlich doch deswegen nicht, weil er die unbequeme und gefährliche Aufgabe, „Nein"

zu sagen, anderen überlassen wollte. Und so dachten alle seine Räte. Bülowsche Schule. Talent und Charakter auf gleicher Höhe.

Wenn sich unter den Ministern Wilhelms des Zweiten nur ein paar mutige Männer gefunden hätten, so wäre alles anders. Gott sei Dank, daß sie sich nicht fanden! Es mußte zum Schlimmsten kommen, wenn es besser werden sollte. Der Tag der Daily Telegraph-Veröffentlichung leitet vielleicht eine Aera der Regenerierung ein. Er ist ein Glückstag und das Interview ist ein Markstein: der erste, den Wilhelm der Zweite in der preußisch-deutschen Geschichte errichtet hat.

Eine Beichte / Roman von Maxim Gorki

Im Männerkloster / Beim Bruder Micha

Fortsetzung

Eine Woche darauf stand ich vor dem Abte des einsam gelegenen kleinen Sabbatius-Klosters. Der Abt gefiel mir — er war ein stattlicher Mann, schon stark ergraut und kahlköpfig, rotwangig und untersetzt, doch ernst von Antlitz und mit wohlwollendem Blick.

„Warum fliehst du aus der Welt, mein Sohn?"

Ich erkläre ihm, daß der Tod der Gattin das Gleichgewicht meiner Seele gestört hat — weiter vermag ich nichts zu sagen. Es ist, als ob etwas mich am Reden hinderte.

Er zupft an seinem Barte, schaut mich prüfend an und spricht weiter:

„Kannst du das Eintrittsgeld erlegen?"

„Ich habe gegen hundert Rubel bei mir."

„Gib sie her! Geh ins Fremdenzimmer! Morgen nach dem Mittagsgottesdienst will ich noch mit dir reden."

Die Sorge für die Fremden fiel dem Vater Nifont zu, auch der gefiel mir ganz gut. Er sagte zu mir:

„In unserem Kloster geht's einfach zu, so recht brüderlich, alle arbeiten gleichmäßig in Gottes Diensten, nicht so wie anderswo. Ein Herrchen haben wir wohl hier, aber der ficht uns nicht an und ist uns nicht hinderlich. Hier kannst du Ruhe und Frieden finden für deine Seele, hier kannst du die Seligkeit erlangen."

Bis zum nächsten Tage hatte ich mir das Kloster schon genau besehen.

Rings um das Kloster weit in die Ferne dehnen sich mächtige Wälder.

Alles ist so schön, und stille Rührung erfüllt meine Seele.

Am Abend hörte ich die Nachtmesse. — Der Gottesdienst war streng und feierlich. Der Gesang jedoch schien mir nicht harmonisch, gute Stimmen fehlten.

Ich betete:

„O Herr, vergib, wenn ich verwegenen Gedanken über dich Raum gab — nicht aus Unglauben geschah es, sondern aus Liebe und Inbrunst, wie du weißt, o Allwissender!"

Plötzlich wandte der Mönch, der vor mir stand, sich lächelnd nach mir um. — Offenbar hatte ich meine reuevollen Worte zu laut gesprochen. Wie er so lächelt, seh ich ihn an: Welch ein schönes Antlitz! Ich ließ den Kopf sinken und schloß die Augen — niemals, weder vorher noch nachher, hatte ich ein so schönes Männerantlitz gesehen. Ich trat leise vor, stellte mich dicht neben ihn und schaute nur immer in sein wunderbares Gesicht. — So weiß wie Milch war es, in der Umrahmung des schwarzen, nur ganz wenig angegrauten Bartes. Seine Augen waren groß, hatten einen feuchten, matten Glanz und einen stolzen Ausdruck. — Wohlgebildet und hochgewachsen war seine Gestalt. Er hatte eine Adlernase, und der ganzen Gestalt haftete etwas Edles und Vornehmes an. Einen so tiefen Eindruck machte er auf mich, daß ich ihn in jener Nacht sogar im Traume sah.

Früh am Morgen weckte mich Vater Nifont.

„Der Abt hat dir einen Probedienst bestimmt. Geh in die Bäckerei, dieser ehrbare Bruder hier wird dich hinführen, er ist dein nächster Vorgesetzter. Hier, nimm deine Klostergewandung!“

Ich ziehe die Mönchskleider an, sie sind mir groß genug, doch ist alles abgetragen und schmutzig, und an dem einem Stiefel ist die Sohle los.

Ich sehe mir meinen Vorgesetzten an. Es ist ein breitschultriger Bursche, die Stirn und die Backen voll Warzen und Finnen, aus denen graue Haarbüschel hervorsprießen. Das ganze Gesicht wie mit Schafwollflocken bedeckt. Er würde einen lächerlichen Eindruck machen, wenn nicht die tiefen Falten auf der mächtigen Stirn, der verbissene Zug um die Lippen und die kleinen, finster blickenden Augen wären.

„Na, so komm doch rascher!“ fährt er mich an.

Seine Stimme ist rauh und rissig — wie eine Glocke, die einen Sprung hat.

„Das ist nämlich Bruder Micha,“ sagt Nifont lächelnd. „Nun, geh mit Gott!“

Wir traten auf den Hof hinaus; es war dunkel, Micha stolperte über irgend etwas und begann ganz maßlos zu schimpfen. Dann fragt er mich:

„Kannst du auch Teig kneten?“

„Hab zugesehen, wie die Weiber ihn kneten.“

„Die Weiber,“ brummt er, „Ihr denkt immer nur an die Weiber! Ueberall die Weiber! Um ihretwillen ist die Welt verflucht worden. Das dürfen wir nie vergessen!“

„Die Gottesmutter war doch auch ein Weib!“ sag ich.

„Nanu?“

„Und auch sonst gibt's noch viele heilige Frauen.“

„Sprich du nur so — dann holt dich sicher der Teufel in seine Hölle!“

„Ist das ein gestrenger Heiliger!“ dacht ich in der Stille.

Wir kommen in die Bäckerei, und er macht Feuer an. Zwei große Knetfässer stehen da, mit Säcken bedeckt, und ein langer Mehlkasten, und daneben ein großer Sack mit Roggenmehl und Beutel mit Weizenmehl. Schmutz und Unrat ist überall, und Spinngewebe und grauer Staub. Micha riß von einem der Fässer die Säcke herunter, warf sie auf die Erde und kommandiert:

„Nun geh und lern's! Da ist das Knetscheit! Die Blasen da — siehst du sie? Das bedeutet: Er ist fertig, ist aufgegangen.“

Er nahm einen Sack Mehl, wie nen dreijährigen Jungen, kippte ihn über den Rand des Fasses, schnitt ihn mit dem Messer auf und schreit wie bei einer Feuersbrunst:

„Vier Eimer Wasser gieß hinein! Und dann knete!“

Ganz weiß ist er schon, wie ein Baum im Rauhreif. Ich warf die Kutte ab und streifte die Aermel auf:

Er schreit:

„So geht das nicht! Die Hosen herunter! Mit den Beinen!“

„Ich war schon lange nicht im Bade. . . .

„Wer fragt dich danach?“

„Wie kann ich denn . . . mit schmutzigen Füßen? . .“

„Bin ich dein Lehrbursche?“ schreit er auf mich los — „oder du der meinige?“

Er hat einen großen Mund mit starken, breiten Zähnen, und lange Arme, mit denen er wütend in der Luft herumfuchtelt.

„Nun,“ denk ich, „hol' doch dieser und jener!“

Ich reinigte meine Füße mit einem nassen Lappen, stieg in das Knetfaß und begann den Teig zu treten. Mein Lehrmeister aber rennt in der Bäckerei hin und her und brüllt:

„Ich will dich schon klein kriegen, Muttersöhnchen, will dich Demut und Gehorsam lehren!“

Ich knetete das eine Faß durch und machte mich ans zweite, und wie auch das fertig war, ging's an das Weizenmehl, das mit den Händen geknetet wurde. Ich war zwar ein kräftiger Bursche, doch nicht gewöhnt an die Arbeit. Das Mehl kroch mir in die Nase, in den

Mund, die Ohren, die Augen, daß ich taub und blind wurde, und der Schweiß troff mir nur so von der Stirn, immer in den Teig hinein.

„Ist nicht 'n Lappen da, daß ich mir den Schweiß abtrocknen kann?"

Micha ist wütend.

„Samttücher werden wir für dich anschaffen! Zweihundertdreißig Jahre lang steht das Kloster schon und hat nur auf deine neue Ordnung gewartet!"

Ich muß unwillkürlich lachen.

„Ich knete den Teig doch nicht für mich. Andre Leute sind's doch, die das Brot essen!"

Er trat auf mich zu, gesträubt wie ein Igel, am ganzen Leibe zitternd, und blökt:

„Nimm nen Sack und wisch dich ab, wenn du schon so heikel bist. Will's aber dem Abt melden, was fürn frecher Bursche du bist!"

Ich bin über den Menschen so verwundert, daß ich mich gar nicht über ihn zu ärgern vermag. Er arbeitet unaufhörlich, die schweren Zweizentnersäcke sind in seinen Händen wie leichte Kissen, ganz mehlig ist er, knurrt, schimpft und treibt mich immerzu an.

„Immer rascher, rascher! Immer ran!"

Ich arbeite, daß ich ganz schwindelig werde.

„Mit den Menschen hast du jetzt nichts mehr zu tun. Die gebären dort draußen in der Welt die Sünde, du aber hast Abschied genommen von der Welt. Hast du dich aber mit dem Leibe von ihr abgewandt, dann mußt du auch im Geiste ihr entfliehen, mußt sie vergessen. Denkst du an die Menschen, so denkst du unwillkürlich auch an das Weib. Durch das Weib aber ist die Welt in die Finsternis der Sünde versunken und auf ewig gefesselt!"

Ich wollte ihm etwas entgegnen. Kaum aber habe ich den Mund geöffnet, so schreit er auch schon auf mich los:

„Halt den Mund! Hör aufmerksam zu, was ein erfahrener Mann dir sagt, respektier das Alter! Ich weiß schon, du wirst da wieder was von der Gottesmutter schwatzen! Aber darum hat ja eben Christus den Kreuzestod auf sich genommen, weil er von einem Weibe geboren war und nicht heilig und rein vom Himmel herabkam. Hat ihnen auch sein Leben lang viel zu viel Gutes erwiesen, diesen abscheulichen Weibsbildern. Die Samariterin hätt er in den Jakobsbrunnen hineinstoßen sollen, statt sich lange mit ihr zu unterhalten, und der Buhlerin hätt er eins mit dem Stein vor den Schädel geben sollen. — Das wär ne Erlösung gewesen für die Welt!"

„Das ist doch nicht die Meinung der Kirche!"

„Noch einmal sag ich dir — schweig! Wie kannst du wissen, was die Kirche meint oder nicht meint! Die Kirche ist ganz in den Händen der Geistlichkeit, in der Knechtschaft von Wüstlingen und Stutzern, die selbst in seidenen Kleidern einhergehen, wie Weiber in Unterröcken. Ketzer sind sie alle durch die Bank, Quadrillen sollen sie tanzen, aber nicht Kirchenordnungen verfassen! Kann denn ein Mann, der ein Weib hat, überhaupt mit reinem Herzen an göttliche Dinge denken? Nein, das kann er nicht, denn er setzt ja die Erbsünde fort, diese furchtbare Sünde, um derentwillen die Menschen vom Herrn aus dem Paradiesesgarten vertrieben wurden!"

Immer enger und enger errichtet dieser Mensch rings um mich eine steinerne Mauer und senkt gleichsam die Wölbung des Kellers auf mein Haupt.

„Wie denn aber, der Herr hat doch gesagt: Seid fruchtbar und mehret euch!?"

Da wurde mein Lehrmeister ganz blau im Gesicht, stampfte mit den Füßen auf und brüllte wie ein Tier.

„Hat gesagt, hat gesagt. Weißt du denn, wie er das gemeint hat, du Dummkopf? Er hat gesagt: Seid fruchtbar, mehret euch und bevölkert die Erde, ich überliefere euch der Gewalt des Satans, verflucht sollt ihr sein jetzt und immerdar und in alle Ewigkeit. Das hat er gesagt! Und diese verdammten Wüstlinge, die sich Gottes

Diener nennen, sie haben diese Worte in ein Gesetz Gottes verkehrt! Begreifst du nun ihre Verlogenheit und Niedertracht?"

So donnert und wettert er auf mich los, wie wenn ein Berg über mir zusammenstürzte, und erdrückt mich förmlich, während alles rings um mich herum sich verdunkelt. Glauben kann ich nicht mehr, aber auch seinen Aberglauben zu widerlegen vermag ich nicht, ganz verwirrt hat er mich mit dem Ungestüm seiner Leidenschaftlichkeit. Halte ich ihm eine Bibelstelle vor, so dient er mir gleich mit drei andern und entwaffnet mich. Die heilige Schrift ist wie eine Wiese voll bunter Blumen, will man rote Blumen, so findet man sie, will man weiße — auch sie sind vorhanden. Ich schweige, von seinem Wortschwall niedergedrückt, er aber triumphiert, und seine Augen glühen wie bei einem Wolfe. Während dieser ganzen Zeit sind wir rüstig bei der Arbeit. Ich knete, und er rollt die Brote, schiebt sie in den Ofen und nimmt sie heraus, wenn sie fertig gebacken sind, ich lege sie auf die Wandbretter und verbrenne mir dabei die Hände. Ganz beklebt bin ich mit Teig und mit Mehl bestreut. Blind und taub bin ich und versteh vor lauter Müdigkeit nicht, was man mir sagt.

Verschiedene der Brüder kommen, um uns zu besuchen, unterhalten sich von irgend etwas mit versteckten Anspielungen und lachen dabei. Micha fährt wütend auf alle los und jagt sie hinaus aus der Bäckerei. Mir aber ist's zumute, als sei ich verbrüht, und ganz verdüstert bin ich, denn recht peinlich ist mir dieses Zusammensein mit Micha, den ich nicht liebe, wohl aber fürchte.

Mehrmals fragte er mich:

„Siehst du keine nackten Weiber im Traume?"

„Nein, niemals."

„Lüg doch nicht! Warum lügst du?"

Er ist wütend, grinst mich an, droht mir mit der Faust und schreit:

„Ein gemeiner Schwindler bist du!"

Ich konnte mich nur wundern über ihn. Was redete er da von Weibern? Wenn man von drei Uhr morgens bis zehn Uhr abends arbeitet und sich dann zur Ruhe legt, tun einem die Knochen weh, daß man froh ist, wenn man einschläft. Und er redet von Weibern!

Einmal ging ich nach der Vorratskammer, um Hefe zu holen. Sie lag gleichfalls im Keller, der Bäckerei gegenüber, und war ganz dunkel. Ich seh, daß die Tür nicht verschlossen ist und eine Laterne darin brennt. Ich öffnete die Tür — da kriecht mein Micha auf dem Boden herum und brüllt dabei:

„Befreie mich, o Herr! Errette mich vom Weibe, o Herr! Befreie mich."

Ich entfernte mich sogleich, ohne zu ahnen, um was es sich eigentlich handelte.

Stets sprach Micha gehässig von den Frauen und in schamlosen Ausdrücken, redete von allem, was die Frauen betraf, in grobem Tone, recht nach Bauernart, spuckte dabei aus und fuhr mit den gekrallten Fingern durch die Luft, als wollte er in Gedanken alle Weiber zerkratzen und zerreißen. Ich stöhnte vor Abscheu und Widerwillen, wenn ich ihn so hörte. Ich gedachte meines Weibes und der glücklichen Tränen, die wir beide in der ersten Nacht unseres Ehestandes geweint, und der innigen Freude, die wir beide empfunden hatten.

Die ersten grauen Haare bemerkte ich damals an mir; ich zählte zweiundzwanzig Jahre. Gern hätte ich einmal mit dem schönen Mönche gesprochen, doch sah ich ihn nur selten und nur ganz flüchtig — irgendwo seh ich sein stolzes Gesicht auftauchen, und wie ein unsichtbarer Schatten heftet sich an ihn meine Sehnsucht.

Ich fragte Bruder Micha über ihn aus.

„Aha—a! Der!? Dieser Schandfleck des Klosterlebens, hä hä! Wegen Kartenspiels wurde er vom Regiment weggejagt, und wegen Weibergeschichten aus der geistlichen Akademie! Gelernt hat er viel, das ist wahr! Hat man ihn doch als Offizier in die geistliche Akademie aufgenommen! Im Tschudow-Kloster hat er alle

Mönche im Spiel betrogen, und dann kam er hierher, kaufte sich mit achtundhalbtausend Rubeln ein, schenkte dem Kloster ein Stück Land und erwarb sich dadurch eine hohe Achtung. Auch hier spielt er gern Karten — der Abt, der Bruder Kellermeister, der Bruder Schatzmeister und er — die spielen immer zusammen! Auch ein Weib besucht ihn — oh, der Schande! Seine abgesonderte Zelle hat er. Darin lebt er ganz, wie es ihm gefällt. Oh, der Schmach und des Unflats!"

Ich glaubte ihm nicht, konnte ihm nicht glauben.

Ich sah auch, daß die Klosterordnung auf ganz geschäftlichem Betriebe aufgebaut war — man trieb Holzhandel, verpachtete Land an die Bauern, vergab gegen Geld Fischfang auf dem See; das Kloster besaß eine Mühle, verschiedene Gemüsegärten, einen großen Obstgarten, verkaufte Aepfel, Beeren und Kohl. Achtzehn Pferde standen im Stalle. Es waren ungefähr fünfzig Brüder, kräftige, arbeitgewohnte Leute. Nur wenige Greise wurden gehalten, zur Parade, für die frommen Pilger, die das Kloster besuchten. Auch Wein trinken die Mönche, und auch den Frauen sind sie nicht abhold. Die Jüngeren schleichen des Nachts zu den Bauernhöfen. Zu den Aelteren kommen Weiber in die Zelle, angeblich um den Fußboden zu scheuern, nun, und auch an die Pilgerinnen wagen sich die Brüder heran. Aber alles das will ich nicht verurteilen, ich sehe keine Sünde darin, nur die Lüge ist mir zuwider. Viele Novizen sind da. Die Bußübungen sind schwer, und manch einer hält es nicht aus und entläuft. Während der zwei Jahre, die ich in diesem Kloster zubrachte, sind elf Brüder entlaufen. Sie blieben einen oder zwei Monate und machten sich dann auf die Strümpfe.

Für die Pilger, die das Kloster besuchten, gab es natürlich allerhand Anziehungsmittel: Da waren die Ketten des verstorbenen frommen Bußbruders Joseph, die gegen Reißen in den Knien halfen, sein Käppchen, das den Kopfschmerz beseitigte, wenn man es sich aufsetzte, und eine sehr kalte Quelle im Walde, deren Wasser gegen alle Krankheiten gut war. Ein Bild der Himmelfahrt Mariä wirkte angesichts der Gläubigen vielerlei Wunder. Der fromme Bußbruder Mardarij sagte die Zukunft voraus und tröstete die Betrübten. Alles war, wie sich's gehört, und im Frühjahr, im Monat Mai, strömte das Volk in hellen Scharen herbei.

Ich hätte am liebsten sogleich dem Kloster den Rücken gekehrt.

Fortsetzung folgt

Einst warst Du mit mir . . .

Japanisches Gedicht von Fuyüan / gest. 278 n. Chr.

Einst warst Du mit mir
Verbunden, wie Körper und Schatten auf allen Wegen;
Jetzt wurden wir, ach!
Ein ziehend Gewölk — und niedergesunkener Regen.

Einst warst Du mit mir
Harmonisch, wie Stimme und Echo zusammenschallen;
Jetzt wurden wir, ach!
Ein kahles Gezweig — und Blätter, zur Erde gefallen.

Einst warst Du mit mir
Verwachsen, wie Gold und Gestein, die sich fest umfassen;
Jetzt wurden wir, ach!
Ein Stern, der verlosch — und Strahlen, die einzeln verblassen.

Deutsch von Fr. von Bernardi

Yankeedoodle-Fahrt / Von Otto Julius Bierbaum

VI

Von der Bildung durch Papers und durch Bädeker, sowie von der unübertrefflichen Fixigkeit eines Vergnügungsreiseprogramms. Oder: Syrakus in fünf Stunden.

Als wir am 22. Februar mittags vor Syrakus festlegten, öffnete eine neben mir stehende alte und über alle Begriffe häßliche Amerikanerin den tadellos mit falschen Zähnen garnierten Mund und sprach in einem amerikanisch gutturalisierten Deutsch, dem man aber noch deutlich anmerkte, daß es schwäbischer Herkunft war, die denkwürdigen Worte: „Seit wann ischt Syrakus deutsch? Ich hab' doch immer gemeint, es sei englisch."

Ich begriff nicht, warum die transatlantische Schwäbin auf den Einfall kam, gerade angesichts dieser klassischen Insel so ungesalzene Witze zu machen, und weshalb sie mich dazu auserwählte, sie anzuhören. Entgegnete also etwas unwirsch: „Wie meinen?"

„Ewwe das," antwortete sie, „ich seh da lauter deutsche Fähnle an die Boote."

Richtig: es kamen Boote mit den deutschen Farben uns entgegen: wohl der deutsche Konsul und andere Angehörige des Reichs.

„Deshalb meinen Sie . . .?" fragte ich erstaunt. Und sie antwortete mit der Gegenfrage: „Also ischts doch noch englisch?"

Der Anblick von Syrakus war mir sehr interessant (Gott strafe mich für das infame Wort, das einem heute aus der Feder fließt wie Speichel aus dem Munde eines schlafenden Säuglings: man denkt sich schon gar nichts mehr dabei und hat alles Gefühl dafür verloren, wie inhaltslos es ist): aber diese überlebensgroße Dummheit schien mir in diesem Augenblicke doch noch beachtenswerter. Erkundigte mich also teilnehmend, ob ihre Geographie schwäbisch oder amerikanisch sei.

Ich erfuhr folgendes: als Kind habe sie sich nicht sehr angelegentlich mit den Wissenschaften abgegeben; es habe ihr genügt, gerade lesen, schreiben, rechnen und biblische Geschichte zu lernen; dafür habe sie sich dann in Amerika um so eifriger fortgebildet durch die Lektüre der großen Papers, „in dene alles steht". Und daher wisse sie, daß Syrakus den Engländern gehört. Indessen habe sie in der letzten Zeit in denselben Papers gelesen, daß der Kaiser darauf aus sei, den Engländern überall „die scheenste Fetze" wegzunehmen, und so habe sie angesichts der schwarzweißroten Fähnchen gemeint, es sei ihm das mit Syrakus bereits gelungen.

Als ich ihr so schonend als möglich beizubringen versuchte, daß die Insel Sizilien mit allen Städten und Dörfern darauf einstweilen auch den Briten noch nicht gehörte, geschweige denn den Deutschen, leistete sie heftigen Widerstand, wobei es ihr zugute kam, daß unweit vom Yankeedoodle zwei englische Kriegsschiffe lagen.

„So? Und was tun denn die da?" sagte sie in dem bekannten Triumphfragetone voreilig siegesgewisser Dummheit.

Obwohl ein deutliches „Schafskopf" mitvibrierte, antwortete ich durchaus höflich: „Sie werden von Malta herübergekommen sein: von Malta, wo die frühen Kartoffeln wachsen, und auch die Engländer wirklich zu Hause sind."

Und siehe: die unerschrocken stupide Schwabamerikanerin fand, daß sie „also“ recht gehabt hätte. Denn, erklärte sie, wenn die Engländer in der Nähe von Syrakus (das sie standhaft für Sizilien substituierte) säßen, so säßen sie auch schon in Syrakus selber, und die Italiener würden nur noch aus Gnade und Barmherzigkeit eine Weile geduldet.

„Lehre Sie mich die Engländer kenne!“ schloß sie und ließ mich stehen, wie ein Unteroffizier einen Rekruten stehen läßt, dem er den Beweis, ein Rhinozeros zu sein, bündig geliefert zu haben glaubt.

Da sich an der Falltreppe die Vergnügungsreisegesellschaft noch staute, mit der wir zu unserem Vergnügen zu reisen vom Schicksal bestimmt waren, hatte ich Zeit, einige Betrachtungen über die Niederlage anzustellen, die mir eben beigebracht worden war.

Ich sagte mir, erstlich: Das kommt davon, wenn man eine Gesellschaftsreise mitmacht. Wer sich in eine Gesellschaft begibt, kommt darin um.

Sodann: Nichts ist so unerschütterlich wie Dummheit. Nichts also gewährt so das Gefühl der Sicherheit, der Ruhe. Demnach ist Dummheit ein erstrebenswerter Zustand. Daß keiner entschiedener verteidigt wird als er, ist durchaus begreiflich.

Dann: Gepriesen seien die Papers! Sie verhüten, daß das Glück dieses Zustandes durch Selbsterkenntnis beeinträchtigt wird. Fundiert auf der Fiktion der Allwissenheit und Unfehlbarkeit, vermitteln sie dem Abonnenten, ohne den Kern und Grund seines Wohlseins anzutasten, die angenehme Ueberzeugung, mit allen Wahrheiten, Erkenntnissen, Errungenschaften und, nicht zu vergessen, edlen Prinzipien so prompt wie billig bedient zu werden. In den Papers offenbart sich der große Anonyme, den man früher Gott nannte, denen, die geistig schwach und daher zu Offenbarungen prädestiniert sind.

Ferner: Nichts hat einen so guten Instinkt wie die Dummheit. Hatte die Yankeeschwäbin, im Grunde, nicht wirklich recht? „Lehre Sie mich die Engländer kenne!“ Nein: sie braucht keine Lehre mehr: ihre Einfalt weiß genug!

Und ich begann, mich ernstlich darüber zu wundern, daß Sizilien immer noch italienisch ist.

Aber da kam meine Frau und machte mich darauf aufmerksam, daß sämtliche Genossen und Genossinnen unseres Vergnügens den Yankeedoodle schon verlassen hatten. Wollten wir etwas von Syrakus sehen, so mußte ich also meinem Nachdenken Einhalt gebieten und ihnen nacheilen.

Während wir ans Land gerudert wurden, überlegte ich mir, wie wir das Problem bewältigen wollten, Syrakus in fünf Stunden zu erledigen. Ich dachte an meine Lieblingslektüre in den Mathematik- und Religionsstunden der Obertertia an der Thomasschule zu Leipzig: Seumes Spaziergang nach Syrakus, und hatte die Empfindung, daß der alte biedere Johann Gottfried zwar unbequemer, aber beträchtlich vernünftiger gereist sei als ich, und daß mir Uebles bevorstünde, falls ich seinem Schatten in den Latomien begegnen sollte. Denn, sagte ich mir (nicht zum ersten und nicht zum letzten Male auf dieser wunderlichen Fahrt), es ist ein Unfug, sich an solchen Karikaturen zu beteiligen.

Die wüste Miß, die die unbegrenzten Möglichkeiten Amerikas auf dem großen Gebiete der Dummheit illustriert hatte, war schuld daran. Sie hatte mich zu grob daran erinnert, daß ich nicht als besserer Mensch, sondern als Yankeedoodler reiste. Ich schämte mich grimmig und war höchst üblen Humors.

Im Grunde war aber doch nicht die gut plombierte Vertreterin amerikanischer Paper-Bildung daran schuld, sondern der Umstand, daß ich angesichts des ersten Stückes der Magna Graecia durchaus nicht imstande war, auf den Stil zu kommen, in dem man derlei moderne Späße mitmachen muß. Dieser Stil hat zu seinen Hauptbestandteilen Humor und Resignation (falls das keine Tautologie ist). Sich lächelnd bescheiden heißt die Philosophie des Menschen von beschaulicher Wesensart und allzu labiler Stimmungsabhängigkeit, der sich einmal entschlossen hat, zu yankeedoodlen statt zu reisen. Woraus hervorgeht, welch hoher Wert als Lebensschulung den Yankeedoodlefahrten innewohnt.

Doch genug davon!

Kaum hatten wir den klassischen Boden betreten, so begrüßte uns das moderne Leben: sechs Kutscher umringten uns mit der Leidenschaftlichkeit des Südens. Es sah aus wie ein räuberischer Ueberfall. Gott beschere allen unseren deutschen ersten Helden dieses Temperament, dieses feurige Aug' (der Apostroph ist wichtig), diese Mimik, Gestik und Suada.

Beppo war der wildeste, obgleich er hinkte. Beppo eroberte uns. Beppo durfte sich rühmen, daß wir sein klassisches Profil mit der doppelten Taxe bezahlten.

Dafür versprach er uns, Wege einzuschlagen, auf denen wir der großen Heerschar nicht begegnen würden, und uns Herrlichkeiten zu zeigen, von denen seine Konkurrenten keine Ahnung hätten. Auch wollte er sein Pferd nicht geradezu totschlagen.

Den letzten Punkt hat er eingehalten, und so wollen wir es ihm verzeihen, daß die übrigen Schwindel waren.

Vom Reisebureau des Yankeedoodle inspiriert und zum Lohne dafür mit einem Schilde ausgezeichnet, das die Initialen der O-S-M-L aufwies, führte er uns zum griechischen Theater, gewährte uns Zeit, die Latomien zu durchwandern, brachte uns zu den Katakomben, setzte uns an der Fassade des Doms ab und ließ uns schließlich, sozusagen als Zugabe, auch ein paar gewöhnliche Straßen von Syrakus sehen, die nicht unter den Sehenswürdigkeiten rangieren.

Das griechische Theater. — Man kann bei Bädeker nachlesen, wie es nach der Meinung seines Leibarchäologen ausgesehen hat. „Eine breite und eine schmale Präcinction durchschnitten die neun Cunei." („Seid ihr Deutschen wirklich alle so gelehrt, daß ihr das versteht?" fragte mich später ein amerikanischer Professor, der, den übrigen Yankees der Vergnügungsfahrt übrigens ganz unähnlich, mein Genosse auf dem Hinterdeck war. Ich antwortete mit patriotisch gebotener Diplomatie: „Ich bin noch keinem Deutschen begegnet, der seines Bädeker nicht voll und ganz würdig gewesen wäre.") Mich ergriff die wundervolle Aussicht und der Gedanke, daß hier Aeschylos der Aufführung einiger der Dramen beigewohnt haben mag, die mir auf der Schule so viele Rüffel eingebracht haben, daß ich erst sehr viel später imstande war, sie zu bewundern. Lügen würde ich aber, wenn ich sagen wollte, ich hätte aus dem Augenschein des Vorhandenen einen Begriff von der Großartigkeit des Gewesenen gewonnen. Das Talent, so schnell (in knapp fünfzehn Minuten) so Großes zu gewinnen, fehlt mir, und ich beschränkte mich darauf, den Blick von Trümmern über Trümmer zum Hafen und Meer auf mich wirken zu lassen im Schatten eines großen Namens, der aber doch nur (um alle Flausen beiseite zu lassen) empfindsam-ornamentales Beiwerk war. — Ich hätte übrigens, auch wenn ich allein und nicht programmgemäß auf fünfzehn Minuten be-

schränkt gewesen wäre, den Versuch, mir das Theater an der Hand Seiner roten Exzellenz des Herrn Bädeker zu rekonstruieren, vermutlich unterlassen und bloß geträumt. Was kann man zwischen Trümmern Besseres tun als träumen? Präcinctionen und Cunei sind gewiß über die Maßen wichtige Dinge, aber schöner ist es, den Zug der Masken an sich vorüberschreiten zu sehen und den Rhythmen der „Perser" zu lauschen, während rechts eine schöne Syrakusanerin ihrer Nachbarin vom Hofstaate König Hierons zuflüstert und links ein Dandy aus Athen abschätzig bemerkt, der gute Aeschylos sei doch im Vergleiche zum jungen Sophokles ein recht antiquiertes Stück von einem Dramatiker. Und ich fange an, mich mit dem Cuneus und der Präcinction meiner Nachbarin angelegentlich (ob auch nur durch Blicke) zu beschäftigen, indem ich, mitten im Wogenprall der Perserchöre, mir die schönsten attischen Phrasen zurechtlege, mit denen ich sie nachher ansprechen werde. Sie wird, da wir ja Heiden sind, gewiß nicht antworten: „Bin weder Fräulein, weder schön, kann ungeleitet nach Hause gehn," wenn ich ihr meine Begleitung antrage: „Reich' mir die Hand, mein Leben, komm auf mein Schloß mit mir!" Wir werden eine himmlische Nacht genießen in meiner Villa am Meer bei schneegekühltem Syrakuser, und der goldflügelige Amor wird mehr als einmal . . .

Halt! Kein Wort weiter! Schweig, Passagier des Yankeedoodle, und bekenne, wieviel moralischer eine moderne Vergnügungsfahrt ist, die zu so unschicklichen Träumen keine Zeit läßt, als eine Reise nach deinem Geschmacke, du Sklave sämtlicher Laster!

Wir gehen über zu den Latomien. — Es versteht sich, daß die Gehilfen des Custode dell' Antichità, während wir der Latomia del Paradiso zuschritten, heftige Angriffe auf unsere Geduld unternahmen, indem sie uns durchaus alles das erzählen wollten, was uns der Geist Bädekers bereits eingeflößt hatte. Zum Glück gerieten sie mit einem Fähnlein nicht privilegierter Führer ins Maulgemenge, so daß wir ihnen, während sie sich unsäglich verfluchten, entschlüpfen konnten. Aber selbst die Damen von Syrakus, die an der alten Wasserleitung ihre Wäsche wuschen, attackierten uns, und nur der Umstand, daß sie meine Frau als Kompatriotin erkannten, überhob uns der Notwendigkeit, uns von jeder einzelnen durch einen Soldo loszukaufen. Denn die guten Weiblein hatten es nur auf die Forestieri abgesehen, von denen sie, wie alles Volk in Italien überhaupt, überzeugt waren, daß es allesamt Millionäre seien; was dagegen mit der povera Italia zusammenhängt, läßt man liebenswürdig laufen. Es gibt demnach ein sehr einfaches Mittel, von Bettlern unbelästigt durch Italien zu reisen: man muß eine Italienerin heiraten. Doch genügt es auch, sich eine italienische Reisebegleiterin ohne Ring am Finger mitzunehmen. (Was aber am Ende nicht billiger ist.) — In den Latomien wachsen die ungeheuerlichsten Kaktusse, die ich je gesehen habe. Es ist, als hätte die Familie Kaktus sich vorgenommen, in diesen Riesensteinbrüchen den Ueberkaktus zu erzeugen. Ein Mann mit derben Händen und jenem starken Fleischwulst überm Hemdkragen, der nirgendwo so häufig vorkommt wie in der Gilde der Berliner Schlächtermeister, stand ergriffen vor so einem Ungetüm und äußerte im schönsten Spreeathenisch: das sei bis jetzt das Großartigste von der ganzen Reise. Wir hatten das Vergnügen, ihm im Ohr des Dionysios wieder zu begegnen. Zwar sahen wir ihn nicht, aber wir hörten ihn. Oder wer anders als er sollte es gewesen sein, der die berühmte Akustik dieses Höhlengangs durch das muntere Lied auf die Probe stellte: „Komm, Karlineken, komm, Karlineken, komm, wir woll'n nach Pankow gehn, da is es wunderscheen!" Nie ist

es mir so rippenstoßhaft zum Bewußtsein gekommen, daß wir uns auf einer Vergnügungsreise befanden, als bei diesen heimatlichen Klängen. Sinn und Bedeutung eines solchen Amüsiervergnügens zu Wasser und zu Lande aber hat mich derselbe Uebernackenmensch gelehrt, als er, das Ohr des Tyrannen vor uns verlassend, zu einem Genossen also sprach: „Das hätt ma nu also ooch jesehn!“

Nummer drei: die Katakomben. — Das Yankeedoodle-Programm wirkte, wie man sieht, durch Kontraste. Erst ein Auge voll (was die Wimper hält) strahlende antike Kultur: das riesige Theater überm Meere, gebadet in Licht; sodann die Geilheit südlicher Natur, die noch zwischen Steinen sich in Pflanzenwesen voll üppigster Fleischlichkeit austobt; und hart darauf der lichtlose, kalte, nach Askese riechende Totenkeller des Christentums. Er ist drei Stockwerke tief in den Kalkstein gegraben: Maulwurfsarbeit. Für Leichen ein recht passender Aufenthaltsort. Aber für die ersten Christen waren die Katakomben zugleich ein Rendezvousplatz der Frommen, die annoch lebten. In diesen Kellern berauschten sie sich am Weine des Evangeliums. Die Sonne draußen, die aus den Aloëstauden, wenn ihre Zeit gekommen war, innerhalb vierundzwanzig Stunden ungeheure Phallus-Schäfte emportrieb und anderes Heidenwerk ähnlicher Art zuwege brachte, störte: überstrahlte das Flämmchen im Herzen dieser Licht-, Glanz-, Erde-, Sonnemüden, die sich nach dem Himmel sehnten. Es war nicht bloß gebotene Heimlichkeit, die sie zwang, Souterrainkirchen zu substruieren: die Kellerstimmung lag in den Seelen dieser Menschen, die aus überirdischem Begehren unterirdisch wurden. Auch als es Staatskirche wurde, hat das Christentum die Krypta beibehalten, und bis auf den heutigen Tag liebt es Gotteshäuser, in denen sich das liebe Himmelslicht trüb durch gemalte Scheiben bricht. Die Alten waren religiös en plein air: Sonnendienst war ihr Urkult. Die Christen krochen in den Bauch der Erde und nannten den Teufel: Luzifer, Lichtbringer. Nur die Kunst, die sie von den Heiden erbten, schmuggelte Licht und Glanz in ihre Kirchen. Es ist Heidentum, was von den Mosaiken Ravennas, Torcellos, Monreales leuchtet. — In den Katakomben von Syrakus leuchtet nichts. Die römischen Katakomben sind kleiner, aber es flackert doch noch ein bißchen Farbe in ihnen. Der Gerippekeller von Syrakus ist ganz Kalk und Knochen. Gänge, endlose Gänge und weite Rotunden: Grab an Grab. Der Mönch leuchtet hinein: leer; doch am Boden liegen Knöchlein. Die Rotunden haben Oberlicht; aber das ist das Werk der neugierigen Nachwelt, die sich orientieren, den Plan dieser unterirdischen Architektur kennen lernen wollte. Es ist nämlich Plan in dieser Stadt der Toten: kein Zufallslabyrinth. Wer sich aber von dem führenden Mönch entfernt, verläuft sich. So ging es uns; zum Entsetzen meiner Frau, die ganz und gar keinen Sinn für düstere Romantik hat. Um so mehr Blick bewährte sie für die wunderliche Eigenart des Franziskanermönchs, der uns und einen Yankeedoodletrupp führte. Ich kann sein Wesen und Gebaren nicht besser schildern, als sie es in einem Brief an eine Freundin getan hat: „Es war ein kleiner, junger Mönch, sehr weiblich aussehend. Wackelte graziös mit dem Hinterteil, der, obwohl versteckt unter einer dicken Tunika, deutlich genug zum Vorscheine kam. Er hob sich den Rock vorn, leise, mit zwei Fingern, beugte nach rechts und links seinen mit dichtem, lockigem Haar bestandenen Kopf, feuchtete von Zeit zu Zeit mit der Zunge seine sehr roten, aber schmalen Lippen und sprach ein weiches, leises, zärtliches, spitziges Französisch. Wenn er uns, d. h. der Karawane, etwas zu zeigen hatte, das hoch lag, sah er besonders lieblich aus. Mit der linken Hand hielt er eine Oellampe fast über seinen Kopf, und mit der rechten zeigte er auf die Sehenswürdigkeit,

indem er nur den Daumen und den kleinen Finger kokett erhob; die anderen blieben abgebogen. Mit Damen war er kurz und bündig; sonst konnte er sich nicht süß genug machen. An den Schluß eines jeden Satzes setzte er ein ganz zuckersüßes fragendes: Oui?"

Da war der Franziskaner, der uns die Marterſäule des heiligen Marcian und dann die Kirche San Giovanni zeigte, ein anderer Kerl: derb, fast ungeschlacht, der richtige Bauer in der Kutte, dem man sämtliche Mönchsabenteuer aus der italienischen Fazetienliteratur zutrauen konnte. Mit einem breiten Lächeln, aus dem man so etwas wie bäuerisches Triumphgefühl des Sieges über die reichen heidnischen Sünder herauslesen konnte, machte er uns darauf aufmerksam, daß die jetzt reichlich mit Kreuzen versehenen Säulen der kleinen Kirche über den Katakomben früher einem tempio di Bacco angehört hatten: man sieht noch ein Reliefband mit Weinkrügen und Bechern.

Zum Schluß: der Dom. Ein lehrreiches Gebäude. Vorn fuchtelt eine Barockfassade mit christlichen Heiligen in der Luft herum (denn damals war ja das Christentum längst aus dem Souterrain in die Beletage gezogen), und dahinter in der nördlichen Flankenlinie werden elf Säulen eines antiken Tempels sichtbar, die keineswegs so viel Spektakel, aber eine viel vornehmere Figur machen. Am besten kennzeichnet den Unterschied, wenn man sagt: die Fassade protzig aufgedonnerte Hysterie, die Säulen simpel würdige Gesundheit. Der rote Professor in der Reisetasche stillt unseren Wissensdurst, indem er erklärt, daß diese Säulen von jenem Minervatempel stammen, den Cicero in einer seiner Reden gegen Verres als sehr schön und mit den größten Kostbarkeiten erfüllt schildert. Gut, wir danken für die Belehrung und bedauern, daß er jetzt nur von einer recht häßlichen und überdies verwahrlosten Kirche erfüllt ist. Wenn der Professor in Rotleinen aber seine Gelehrsamkeit weiterhin auspackt und verkündet, daß dieser Tempel der Minerva ein Hexastylos Peripteros war, so und so lang, so und so breit, usw., so empfinden wir nicht Dank, sondern Aerger. Statt dieser Steine einer Gelehrsamkeit, die zu lebendiger Bildung gar nichts beiträgt, erwarten wir von einem Reiseführer wirkliches Brot des Geistes, das stark und empfänglich für die Eindrücke einer Reise macht. Die ewigen archäologischen und kunsthistorischen Fachsimpeleien in den Bädekerbüchern müssen endlich einmal mit aller Rücksichtslosigkeit als das gekennzeichnet werden, was sie sind: schädliche Ueberflüssigkeiten, die allzu lange darüber hinweggetäuscht haben, daß diesen berühmten Führern just das fehlt, was sie enthalten sollten. Schädlich sind sie, weil sie den Blick vom Ganzen ablenken, indem sie spezialisieren, wo groß zusammengefaßt werden sollte. Ueberflüssig, weil sie damit nicht einmal wirkliche Spezialkenntnisse vermitteln, sondern nur termini technici verbreiten, die dann, bei der seltsamen Neigung vieler Deutschen zur Gelehrttuerei, häufig genug als bare Begriffsmünze in Umlauf gebracht werden, während sie doch nur wertlose Spielpfennige sind. Wenn die roten Bände des Bädekerschen Verlages sich ausdrücklich „Reiseführer für Gymnasiallehrer" nennten, so wäre nichts dagegen einzuwenden. Als „Handbücher für Reisende" schlechthin sind sie Karikaturen. Ihre große Verbreitung ist nicht etwa ein Zeichen für den Wissenstrieb des Deutschen sondern ein Symptom dafür, daß heute allzuviele unter den Landsleuten Goethes sich mit der Allüre der Bildung begnügen, und daß die Kunst des Reisens unter uns gleichfalls zur Karikatur geworden ist. Die scheinbare Gründlichkeit der Bädekerführer läßt den meisten eine Vorbereitung zur Reise als überflüssig erscheinen. Man verläßt sich darauf, daß man von Fall zu Fall nachschlagen kann. Findet man dann Präcinctionen, Cunei, Hexastylos Peripteros, so versteht man das zwar ohne Lexikon nicht, hat aber das Gefühl, sich vis-à-vis

höchst feierlicher Gegenstände zu befinden. Und das scheint vielen Deutschen wirklich schon ein Genuß zu sein.

Das Thema Bädeker hängt mit dem Thema der Yankeedoodlefahrt so eng zusammen, daß ich wohl noch öfter darauf zurückkommen werde. In der Art, wie die Menschen einer Zeit reisen, und in der Art der Bücher, durch die sie sich auf ihren Reisen begleiten, führen lassen, spricht sich ein gut Teil des Gehaltes und der Richtung ihrer Kultur aus. Die Bädekerei enthüllt ein wenig erhebendes Kapitel deutscher Kulturgeschichte. Die Yankeedoodlefahrtgeschichte ist eine Illustration dazu, bei der versucht wird, die spaßhaften Seiten hervorzuheben, aber die unerquicklichen nicht zu unterschlagen.

Das Buch der Liebe / Von August Strindberg

6 / Karma

Die Theosophen meinen mit Karma teils das Schicksal eines Menschen, teils seine Aufgabe im Leben. Unter Schicksal ist zu verstehen: das Pensum, das der Mensch durchmachen soll als Buße für eine unbekannte Vergangenheit; unter Aufgabe ist wohl zu verstehen, daß er gegen seinen Willen dazu gezwungen wird. Die Erfahrungen von sechzig Jahren veranlassen mich, an diese Vermutung zu glauben.

Ich habe Menschen einander peinigen sehen, mit einer schicksalhaften Notwendigkeit, und so widerwillig, daß sie unter dem Zwang gelitten und geweint haben. Eine kleine Hand legt sich schwer auf das Leben eines Mannes; aber das Weiblein vergießt Tränen, beklagt ihr Opfer, tröstet und liebkost es. Doch sie muß ihr strafendes Werk fortsetzen. Sie fühlt keine Reue, nur Schmerz; sie findet es sich selber so wenig ähnlich, betrachtet sich selbst beinahe als eine andere Person; und sie bezieht die Schelte des Opfers nicht auf sich. Der starke Mann, der gepeinigt wird, hat auch die Empfindung, als komme die Plage nicht von ihr; er kann kaum auf sie zornig werden, sondern fühlt die Hand des Allmächtigen schwer auf sich ruhen. Er kann die kleine Hand küssen, die ihn schlagen muß; er kann seine Henkerin beklagen, die zu dieser schrecklichen Rolle verurteilt ist, die sie nicht kleidet.

Er fragt: warum geißelst du mich, deinen einzigen Freund auf Erden, der nur dein Bestes will?

Sie antwortet: Ich weiß nicht! Aber ich habe keinen Menschen so gequält wie dich!

Und dann weint sie! Ueber ihr menschliches Schicksal!

O holde Geißel! sang er in der Schlangengrube.

Ich sah vor langer, langer Zeit ein junges Mädchen, deren Augen nur aus Blicken bestanden, die nicht die Erde sahen; es war eine Art Schönheit, die eine Wohnung erleuchtet, wenn sie sie betritt; Menschen bleiben auf der Straße stehen, betroffen, bestürzt über den Anblick; kein junger Mann wagt sich ihr zu nähern aus Ehrfurcht und Beben; niemand wagt um sie zu freien: „das wäre zuviel".

Sie hatte einen dunkeln Vater mit einem dunkeln Ruf, mit einer Brille von schwarzem Horn; sie hatte zwei dunkle Brüder mit schlechtem Karma; sie wuchs auf in einer dunkeln Gasse der Stadt.

Dann kam der reiche Freier! Sein Aeußeres war nicht vorteilhaft, im Gegenteil! Sie wurde nicht vom Reichtum in Versuchung geführt, auch nicht von den Eigenschaften des Mannes, denn sie machte es wie Ophelia, sie dachte nichts. Sie träumte allerdings etwas Helleres im Leben als die Gasse der Stadt, wagte es aber nicht zu wünschen!

Es endete damit, daß sie den Freier nahm, nicht um reich zu werden, nicht seiner Stellung wegen, denn er war Kaufmann und hatte einen Laden. Der Vater wurde vom Ruin gerettet; und für die Brüder mußte sie ihr ganzes Leben lang ihr Nadelgeld opfern; aus der Stadtgasse kam sie nicht heraus.

— Um deinen Vater zu retten, hast du dich verkauft? fragte eine Freundin sie.

— Nein, antwortete die Märtyrerin, ich habe nicht an ihn gedacht; ich folgte nur einem Zwang, der unwiderstehlich war.

Nach zwanzig Jahren sah ich sie wieder. Noch ebenso jung, ebenso schön. Nun aber war der Mann ganz sicher geworden, und er ließ sie zum erstenmal in die Gesellschaft. Dort traf sie einen bedeutenden Mann von Ansehen und Einfluß. Der kommt auf die, wie er glaubt, lobenswerte Idee, die Schöne von dem Tier zu befreien, vielleicht ohne an eignen Vorteil zu denken.

Das Werk der Befreiung nahm ein schnelles Ende. Der Befreier wurde zuerst ruiniert, in gefährliche Dinge verwickelt und schließlich auf einer Reise totgeschlagen; alles innerhalb Jahr und Tag.

So gefährlich ist es, an das Schicksal eines Menschen zu rühren, wenn auch in lobenswerter Absicht; und besonders ist das der Fall, wenn man Gatten trennen will.

Die Ehe, hieß es, sollte im Himmel gestiftet sein; darüber lachten wir, denn wir fanden, sie sei meistens in der Hölle gestiftet! Aber wenn wir mit dem Himmel die Orte meinen, von denen unser Schicksal gelenkt wird, dann liegt die Wahrheit wohl dort, oder an beiden Stellen.

Aber ich habe auch Menschen gesehen, die waren wie dazu geboren, andern zu dienen; und sie haben es gutwillig getan, ohne Lohn, gegen Undank, sogar für Schläge.

Vor fünfzig Jahren sah ich eine Freundschaft zwischen zwei jungen Männern entstehen. Sie schlugen dieselbe Laufbahn ein, waren Kameraden, konnten sich nicht trennen, neckten sich, aber wohnten zusammen. Der dienende Bruder war solider und besaß Begabung; war ein besserer Mensch als der Freund, der die Dienste hinnahm. Und der empfangende Teil behandelte immer den wertvollen Freund etwas spöttisch, denn er war selber ein Geck, jedoch mit ziemlich großem Ernst im Praktischen.

Dann verheiratete sich der Geck! Der dienende Freund war nötig, um ein überflüssiges Zimmer abzumieten. So wurde er Mitglied der Familie, Freund des Hauses, in des Wortes allerschönster Bedeutung. Fünfunddreißig Jahre lang diente er ohne Lohn; sah Kinder geboren werden und aufwachsen; half in der Stunde der Not; ward ein unverheirateter Onkel für die Kinder, eine Stütze für die Alten. Einmal verlor er sein ererbtes und erspartes Vermögen an den Freund.

Da starb die Frau des Hauses, die Kinder flogen aus, und die alten Freunde saßen wieder allein zusammen, spielten wie früher Klavier und sangen die Duette ihrer Jugend.

Hatte er die Frau in seinem Herzen geliebt? Das fragte niemand; niemand glaubte es; ich habe es nie geglaubt, glaube es noch nicht. Wenn es aber so war, hielt er es

so heilig, daß sein reinstes Gefühl vor den Blicken und Worten der Welt geschützt war. Ich kannte ihn; er war eine herzenreine Natur, ein guter Mensch, der sich nie verheiratete, obgleich er die Mittel dazu hatte. Er dachte über sein Verhältnis nicht nach, lebte für den Freund und dessen Familie; er muß es als sein Schicksal genommen haben.

Er war keine Sklavennatur; ich habe ihn einmal zornig werden sehen; er sah gut aus und hielt sich die Leute vom Leibe; das war es also nicht!

Mit fünfzig Jahren verheiratete der Freund sich wieder. Elf Monate später wohnte der dienende Bruder bei den Neuvermählten. Einige Jahre später starb der verheiratete Freund, und der Uneigennützige sprach am Grabe; trauerte ein Jahr. Dann tat er sich mit einigen andern Jugendfreunden zusammen und mietete sich in deren Haus ein. Dort half er, jetzt alter Rentier, mit Rat und Tat, natürlich ohne Lohn; er ist unentbehrlich; im Sommer segelt er mit ihnen, aber er muß immer die Fock besorgen.

Darüber lächelt man heute, und ich habe es auch getan, aber ich habe es bereut. Ich weiß, er konnte das Steuerruder führen, aber er besorgte die Fock, um den andern eine Freude zu machen, oder weil er dunkel fühlte, es müsse so sein, obwohl er in allem der Ueberlegene war.

Wenn er stirbt, was nicht mehr lange dauern kann, werde ich für mich sagen: „Du guter und getreuer Knecht . . ."

Ich habe aber auch von einem Mann gehört, der eine dunkle Empfindung davon hatte, daß es seine Pflicht sei, einem andern zu dienen und sich von ihm mißhandeln zu lassen. Wenn man sich über das Verhältnis aufhielt und den Unterdrückten, mit dem sonst durchaus nicht zu spaßen war, fragte:

— Wie kannst du dich von dem Schlingel so behandeln lassen?

— Das ist mein Karma, antwortete der, der etwas Theosoph war; ich habe ihm früher einmal Böses getan und bin nun sein Knecht!

Ich schließe mit einem Wort des Vorbehalts. Die Theosophen gestehen, daß von der andern Seite hochstehende Wesen gutwillig herniedersteigen, um den Menschen zu helfen, indem sie sie führen und für ihre Schuld leiden. Es soll also hier auf Erden unverschuldetes Leiden geben! Es sieht auch so aus, denn ich habe Menschen für fremde Fehler leiden sehen; unmenschliche Qualen, aber eine kurze Zeit; dann waren sie wieder heiter. Sie wurden in die schrecklichsten Geschichten hineingezogen, kamen ohne Schaden wieder heraus, fühlten keine Schuld. Und je mehr sie litten, desto schöner wurden sie. Es konnte ihnen nichts anhaben!

Das ist ein erbaulicher Gedanke, und er kann formuliert werden mit „Christus im Menschen"; das heißt: manche Menschen folgen Christi Beispiel und leiden für die Menschheit.

Aber wohl ist zu merken: Karma ist nicht Nemesis, mit der es oft verwechselt wird!

Das Fatum des Orientalen stammt aus demselben Gefühl wie Karma; und sie haben recht, wenn sie es „unvermeidlich" nennen; aber unrecht, wenn sie das Schicksal blind heißen. Das Auge des Weltenlenkers ist nicht blind.

Deutsch von Emil Schering

Bazar / Von Max Stirner

Geschrieben im Jahre 1848 / Herausgegeben von John Henry Mackay

Die durch die Zeitverhältnisse und namentlich durch den in Folge derselben tief gesunkenen Credit mit dem Untergange bedrohte Industrie rief um Hülfe, und die preußische Regierung glaubte diesem Rufe durch die Creierung von Darlehnskassen entsprechen zu können. Es wurde ein Papiergeld, sogenannte Darlehns-Cassenscheine im Betrage von 10 Millionen Thaler ausgegeben, womit auf sicheres Unterpfand von Waren oder geldwerthen Papieren Darlehne bis auf die Höhe des halben Wertes des Pfandes gegeben werden sollen. Dieses Institut leistet aber nicht, was damit bezweckt wird. Denn was zunächst den Schuldner betrifft, so wird ihm dadurch geschadet, daß er durch die Verpfändung seiner Waaren die Disposition über dieselben einbüßt, wodurch sie leicht bis zur Wiedereinlösung entwerthet werden können; der Darlehengeber aber, der Staat, unterliegt der Gefahr der Nichteinlösung und wird bei dem darauf eintretenden Zwangsverkaufe nur selten die vorgeschossenen Gelder wiederbekommen; endlich aber erleidet der Handelsstand im Allgemeinen Nachtheile, indem die Waaren zu den Versteigerungen zu äußerst niedrigen Preisen weggehen und so der ganze Markt gedrückt wird.

Die Rücksicht auf diese Nachteile hat den Kaufmann Neumann bewogen, in einer kleinen Schrift („Die Reorganisation des Handels durch die Erweiterung des Instituts der Darlehns-Cassen zu einem Central-Handels-Bazar, Berlin bei Reuter und Stargardt") auf die Umgestaltung des Institutes zu dringen und vorzuschlagen, daß man es aus einer einfachen Pfandleihe zu einem Central-Handels-Depot umschaffe. Die Waaren, die jetzt für den Verkehr todt daliegen, sollen unter der speciellen Aufsicht des Darlehnsinstituts für den Verkauf disponibel sein, so daß sie im Interesse des Pfandgebers jederzeit, wenn sich geeignete Gelegenheit dazu bietet, verwerthet werden können. Indem auf diese Weise den Kaufleuten Gelegenheit gegeben wird, auf ihre Waaren Geld zu erhalten, ohne daß diese Waaren dem Markte entzogen werden, indem also ferner dem Kaufmann dadurch Vortheile geboten werden, die nicht einen größeren Schaden als Gegengewicht haben, die Wahrnehmung solcher Vortheile aber dem Credit nicht schaden kann, so können und werden sehr viele Kaufleute, namentlich Fabrikanten, welchen der schwierigste, eine sorgfältige Fabrikation am meisten beeinträchtigende Theil ihres Geschäftsbetriebes hierdurch abgenommen wird, dieses Institut benutzen. Durch diese Betheiligung Vieler im großartigsten Maßstabe wird aber der Staat eine sehr bedeutende Revenue sich verschaffen und das Institut das werden, was es seiner Bestimmung gemäß in der That sein soll: das Centrum des Handels für den ganzen Staat.

Es ist kein Zweifel, daß das Institut erst durch die hier vorgeschlagene Bildung eines Bazars, der eine Art permanenter Gewerbeausstellung wäre, denjenigen Nutzen bringen könnte, den es zu stiften bestimmt ist. Freilich käme ein solcher Bazar im Großen zunächst nur der Hauptstadt und etwa einer oder der andern größeren Stadt zu Gute, die dadurch zu Centralhandelspunkten würden. Im Kleineren könnten jedoch auch andere Städte ihre öffentlichen Verkaufshallen einrichten und sich bei dieser Association durch Darlehen entweder vom Staate oder mittelst eigener Association unterstützt, besser stehen, als es bei dem bisherigen Einzelverkauf möglich war.

Der Zwischenhandel würde allerdings darunter leiden, was auch der Verfasser zugibt. Allein ich halte, sagt er, die Rückwirkung auf den Zwischenhandel gerade für eine Empfehlung meines Plans. Der Zwischenhandel in seiner jetzigen Gestalt hat sich überlebt. Derselbe soll der Vermittler zwischen Producenten und Consumenten sein, und dies auf die schnellste und zweckmäßigste Weise bewirken. Dies thut

der Zwischenhandel in seiner jetzigen Gestalt aber nicht, vielmehr hängt er sich der Fabrikation gleichsam als Parasit an und vertheuert dieselbe um 10 bis 15 Procent, wodurch die Schwierigkeit der Concurrenz mit anderen Ländern nur um so viel vermehrt wird. Mit Recht unterstützt und fördert man auf jede mögliche Weise, z. B. durch Patente u. s. w., das Maschinenwesen, allein so sehr dasselbe als eine Wohlthat für die Menschheit betrachtet werden muß und deßhalb jede Aufmunterung verdient, so werden durch die Maschinen doch nur einzelne Fabrikationsmethoden erleichtert und daher auch nur die Preise einzelner Artikel ermäßigt. Durch die Vereinfachung des Zwischenhandels dagegen würde der Kostenpreis sämmtlicher Waaren vermindert werden, wodurch also die Consumenten bedeutende Vortheile haben würden, ohne daß die Fabrikanten etwas verlören. Die Zwischenhändler endlich, welche ihren für die Gesammtheit unproductiv gewordenen Beruf und deßhalb nachtheiligen Beruf aufgeben, werden sich der nützlichen Classe der Producenten anschließen, und so den allgemeinen Wohlstand erhöhen helfen. In England und Frankreich, also in den Ländern, welche uns in der Industrie überlegen sind, ist in der That ein Zwischenhandel, wie der unsrige, nicht vorhanden. In England kennt man weder Messen noch das bei uns herrschende Borgsystem. Die Waren derselben Gattung werden in bestimmten Districten fabricirt, dorthin begeben sich deshalb die Käufer, um ihre Einkäufe zu machen, und so wird der Fabrikant seine Waare gegen baares Geld in seinem Hause oder auf den nahen, wöchentlich stattfindenden Märkten los. In Frankreich ist eine, dem von Neumann vorgeschlagenen System sich annähernde Praxis üblich. Dort concentrirt sich das ganze Geschäft in Paris, das den Stapelplatz für ganz Frankreich bildet und gleichsam eine permanente Messe repräsentirt.

Die Gefährdung der Tierarten / Von Dr. H. Salomon

Wohl niemals in der Geschichte der Menschheit hat sich eine so ungeheure Entwicklung auf einen so kurzen Zeitraum zusammengedrängt, wie vom neunzehnten bis zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts. Telegraph, Telephon, Automobil — kaum wundern wir uns noch über sie, und eine Reihe epochaler Tatsachen wie jüngst noch das überraschende Faktum, daß sich eine vor vielen Jahrzehnten durchgemachte syphilitische Erkrankung durch eine verhältnismäßig einfache Reaktion des Blutserums nachweisen läßt, bringen zunächst kaum über den Kreis der Fachgenossen hinaus. Es muß schon die Eroberung der Luft sein, um die etwas blasierte Aufmerksamkeit der Zeitgenossen wachzurufen.

Im Verhältnis zu ihrem bestimmenden Einfluß auf unsere ganze Lebensführung haben aber Naturwissenschaft und Technik noch nicht die gebührende Stellung in unserem Geistesleben. Bei all dem, was wir der Natur abgerungen haben, fühlt die große Mehrzahl der Menschen nichts von dem heiligen Schauer, der sie vor den hohen Werken der Kunst ergreift.

Vielleicht ist auch in der Pflege der Kunst Licht und Schatten nicht ganz gerecht verteilt, denn warum ist gerade die Musik einer so großen Ueberzahl der Menschen der Ausdruck des Schönen, warum ist ihre Kenntnis so viel verbreiteter als die der Meisterwerke der Malerei und der Plastik? In ähnlicher Weise wie die Musik einen Vorzug hat vor den anderen schönen Künsten, so hat die Kunst als Ganzes im Fühlen der Menschen eine vielleicht nicht ganz gerechte Bevorzugung gegenüber den großen Eindrücken der Natur erfahren, und es muß das Mißverhältnis vor einigen Jahrhunderten noch ein viel größeres gewesen sein, ehe Männer wie Goethe, Schiller, später Segantini, Haeckel und andere weiten Kreisen die Empfindung für Naturschönheiten weckten.

Wie dem auch sei, wenn man heute liest, daß in Venedig der Glockenturm eingestürzt sei, oder daß die Römer anfangen, ihre Stadtmauern einzureißen und durch modernere Gebäude zu ersetzen — alles gewiß an sich beklagenswerte Tatsachen —, so geht das ungeheuer viel mehr Menschen durch Mark und

Bein als z. B. die Befürchtung, daß die Sambesifälle durch die geplante Kraftstation leiden könnten, oder daß irgendein anderes gewaltiges Denkmal der Natur in Gefahr gerate.

Es zertritt daher die zivilisierte Menschheit mit achtlosem Fuße unwiederbringliche Heiligtümer der Natur, ohne recht zu empfinden, daß nichts, was von Menschenhand geschaffen, Ersatz dafür gewährt.

Innerhalb der Verwüstung, welche die Zivilisation teils notgedrungen, teils überflüssigerweise in der Fauna und Flora unserer schönen Erde anrichtet, bildet die Vernichtung der Tierwelt einen besonders bedauerlichen Spezialfall von besonders großem Umfange. Es ist allgemein bekannt, wie erbarmungslos und zugleich wie kurzsichtig der Mensch eine Reihe schöner und interessanter Tierarten ausgerottet hat, die Seekuh, den Brillenalk, das Quagga, das Hartebeest und andere. Erzreifend lesen sich vielfach die Schilderungen des unmenschlichen Mordens, und sie erwecken ein Verständnis für die sog. Bestie im Menschen, wie sie sich — vielleicht nicht zufällig — kürzlich in Portugal, dem Lande der Stiergefechte, in den abscheulichen Königsmorden äußerte. Ein offenes Geheimnis aber ist es, daß gerade die gewaltigsten Arten der jetzigen Tierwelt, die stammesgeschichtlichen Zeugen einer großen geheimnisvollen Vorwelt, dem Untergange entgegengehen, wenn nicht menschliches Erbarmen, bessere Einsicht und Freude an der Natur die zivilisierte Menschheit aufrütteln und Einhalt gebieten.

Eine Haupttriebfeder zum Tiermord in den Tropen bildet zunächst die bloße Jagdlust, bei Eingeborenen ebenso wie bei Weißen. Man kann schon über die Jagd in unseren Breiten geteilter Meinung sein, aber einmal ist unser Tiermaterial kein so hochstehendes und wertvolles, die Ausnutzung des Kadavers ist leichter, und ein geregelter Jagdschutz fördert auch wieder durch Hegen und Pflegen des Wildes die Erhaltung der Art. Bei der Jagd in den Tropen liegen die Verhältnisse ganz anders, ihre Ausübung ist ethisch weit angreifbarer. Selbst wo ein Jagdschutz existiert, ist die Kontrolle schwer möglich, und die meisten Jäger hausen unter der Tierwelt nach dem Grundsatze „après nous le deluge". Vielfach kann nur ein kleiner Teil des Leichnams als Trophäe mitgenommen werden, der Rest fault am Wege. Auch die Leiden der angeschossenen Tiere sind meist ungleich größere als in unseren Breiten, man muß es sehen, wie dort oft nach wenigen Stunden die Wunden schon von Fliegenlarven wimmeln und zu stinkender Eiterung führen.

Dann ist ein Moment, welches eine große Anzahl der Tropenjäger auf eine besonders tiefe menschliche Stufe stellt, eine niedrige Sensationslust, die den Jagdeifer ordentlich beherrscht. Es gilt für männlich oder heldenhaft, möglichst viele Elefanten, Nashörner oder Löwen geschossen zu haben. Gerade dieser Umstand ist es, der unsere zahlreichen beschäftigungslosen Nichtstuer und Globetrotter verhindert, sich mit einigen Opfern jeder Spezies zu begnügen und sie zwingt, ihre Zahlen zu renommistischer Höhe anschwellen zu lassen. Es darf wohl einmal ausgesprochen werden, wie billig ein derartiges Heldentum ist, wie wenig Mut eine derartige Jagd bei einem Stand der Waffentechnik erfordert, der es gestattet, aus einem Repetiergewehr ungeheuerster Durchschlagskraft zehn gutgezielte Schüsse in der Minute abzugeben und zwar, da meist Dumdumgeschosse verwendet werden, mit Sprengwirkung! Entsprechend liest man zwar immer von den großen Gefahren, in denen der Jäger — wie er erzählt — höchst aufregenderweise geschwebt hat, aber die Sache geht, man kann wohl sagen, immer gut, und es verunglücken verhältnismäßig wohl mehr Leute auf der Eisenbahn oder gar in den Alpen, als auf der Löwen- und Elefantenjagd. Auch Herrn Präsidenten Roosevelt werden wir zweifelsohne aus den Fährlichkeiten der Jagdgründe des innersten Afrikas wohl und munter zurückkehren sehen. Und es ist auch gerade kein Wunder, wenn in letzter Zeit das schwache und schöne Geschlecht sich in bemerkenswerter Weise an dem Tiermord in den Tropen beteiligt hat. Zwei englische Damen haben uns mit einem Buche „Zwei Dianen in Somaliland" beglückt, und eine Amerikanerin aus Chicago hat, wenn man der „Frankfurter Zeitung" glauben darf, den größten, in Afrika bisher erlegten Elefanten geschossen.

Solange nicht unsere Gesellschaft im Auftreten solcher Frauen, die sich des schönsten Schmuckes der Weiblichkeit, des Mitleids, entäußert haben, eine bedauerliche Erscheinung sieht, haben wir keinen Grund, uns über die spanischen Schönen mit ihrer Freude am Stiergefecht allzusehr zu mokieren. Die Presse kann meines Erachtens wie kein zweiter Faktor dazu beitragen, durch Ignorierung unserer „kühnen" Jäger und Jägerinnen die Sensationslust einzudämmen; möge sie ihnen nicht wie ein großes, in Deutschland und Oesterreich vielgelesenes Blatt den Gefallen tun, alle paar Monate ihre Namen und ihre beklagenswerten Opfer in aller Breite zu drucken — oder wenn, höchstens zum abschreckenden Beispiel.

Neben der Jagdlust bildet eine weitere treibende Kraft die Gewinnsucht. Elfenbein, Rhinozeroshorn, Nilpferdhaut, nur winzige Einzelteile des gewaltigen Tierorganismus, sind gesuchte Handelsartikel. Die Erfahrung lehrt, daß bei der vielfach ungebildeten weißen Bevölkerung, welche die ersten Kolonisten bildete, die aus Gewinnlust ausgelöste Jagd alsbald eine wirkliche Mordlust hervorrief, die unter den überreichen Tierbeständen alsbald die fabelhaftesten Verwüstungen anrichtete. So haben z. B. die Buren anfänglich sich durch die bunte Haut des Quagga locken lassen, aber sie haben es fertig gebracht, die auf 30- bis 40 000 Stück geschätzten Herden innerhalb weniger Jahrzehnte völlig zu vertilgen, ohne natürlich auch nur den geringsten Teil der Beute verwerten zu können. Schrecklich haben natürlich auch die Eingeborenen, soweit ihnen Feuerwaffen zur Verfügung standen, unter dem Hochwilde Afrikas, zumal unter den Elefanten, gehaust. Es war das insbesondere zu den Zeiten der Fall, als noch die Banner des an sich tierfreundlichen Islam im Inneren Afrikas zahlreicher wehten als heute, denn die Araber waren die Haupthändler mit Elfenbein und den genannten anderen Artikeln. Vieles mag sich geändert haben seit der Besitzergreifung durch europäische Mächte, die, England voran, einen vernünftigen Wildschutz wenigstens anstrebten, weit mehr aber noch bleibt zu tun übrig.

Ueber die Ausrottung der Vogelarten infolge der Damenmode ist schon viel geschrieben worden. Professor Newton aus Cambridge berechnet aus den vom Februar bis zum Dezember 1898 in London zu Markt gekommenen Bälgen eine Sterblichkeit von 35 000 Paradiesvögeln. Die wahre Zahl ist aber noch größer, da die Vögel fast alle zur Brutzeit erlegt werden, die Eier daher ausgebrütet bleiben, resp. die Jungen des Hungertodes sterben. Die Sterblichkeit der zu den Egrets verwendeten Reiher berechnet der gleiche Gewährsmann auf etwa 108 000 jährlich. Das Aussterben dieser schönen Vögel an den Küsten des Atlantischen Ozeans dürfte nur eine Frage kurzer Zeit sein. Glücklicherweise hat, wie in so vielen Fragen der Kultur, England die Führung übernommen und durch ein Gesetz gegen die Federneinfuhr Einhalt geboten.

Gegenüber der weitgehenden Betätigung menschlicher Habgier ist es nur selten die einfache Pflicht der Selbsterhaltung, die dem Jäger die Büchse in die Hand drückt. So war z. B. die Notwendigkeit der Verproviantierung mit Fleisch die Ursache der bekannten Elefantenjagd von Wißmanns, dessen weitsichtiger Initiative wir bekanntlich unsere Wildschutzgesetzgebung in Afrika verdanken.

Man hört vielfach leichthin der Meinung Ausdruck geben, die gewaltigen Vertreter des Hochwildes in Afrika müßten schon deshalb vernichtet werden, weil sie, wie z. B. Nashorn und Hippopotamus, ungereizt den Menschen anfielen. (Der Alpenstier tut es übrigens auch, und jeder Tourist weiß davon zu erzählen.) Wenn nun auch viel Unglück auf diese Weise sicher noch nicht verursacht worden ist, so klingt ängstlichen Gemütern gegenüber jener Einwand sehr überzeugend und unwiderlegbar. Aber schätzt denn unsere Kultur wirklich den Wert des Menschenlebens so hoch ein? Wir haben tausendfach Ideen, Einrichtungen, Gebräuche, denen wir unbedenklich die Personen einzelner unterordnen. Jeder militärische Uebungsmarsch im Sommer, jedes Manöver kann Opfer fordern, die das Volk ohne Murren der Wehrkraft des Vaterlandes bringt. Das Automobil tötet im Jahre wohl mehr Menschen, als alle Rhinozerosse zusammen in einem langen Zeitraum. Die Erhaltung der großen Wunder der Schöpfung ist aber gewiß ein Gedanke, demgegenüber die, wie hervorgehoben, sehr problematische Gefährdung des Menschen durch die großen Dickhäuter stark in den Hintergrund tritt.

Aber die kulturelle Besiedelung exotischen Landes bringt allerdings andere schwerwiegende Ueberlegungen mit sich, welche für die Frage der Erhaltung der Tierwelt von der äußersten, vielleicht ausschlaggebenden Bedeutung sind.

Zwei der wichtigsten Krankheiten Afrikas, die menschliche Schlafkrankheit und die Tsetsekrankheit der Haustiere, werden durch mikroskopische, geißeltragende Lebewesen, sog. Trypanosomen, hervorgerufen. Die Uebertragung dieser Trypanosomen findet durch den Stich zweier Fliegenarten, der Glossina palpalis und der Tsetsefliege, statt. Die für die Rinderherden so mörderische Tsetsefliege beladet sich mit dem Infektionserreger dadurch, daß sie an Büffeln, Antilopen usw., auch Haustieren saugt, welche den Erreger der Krankheit beherbergen. Die Glossina palpalis empfängt ihre Trypanosomen nur vom schlafkranken Menschen, vielleicht auch vom Krokodile. Jedenfalls aber bedürfen die beiden Fliegenarten des Wirbeltierblutes zu ihrer Erhaltung, auch dann, wenn dasselbe nicht mit Trypanosomen infiziert ist. Man hat daher aus beiden Gründen, einmal weil das Wild den Fliegen ein Nahrungsspender, einmal weil es ihnen zugleich Trypanosomenspender ist, namentlich unter dem Eindruck der gewichtigen Stimme Kochs den Ruf erhoben: „Weg mit dem Wilde aus Afrika“ oder „Das Wild muß der Zivilisation geopfert werden“.

Auf die vielen interessanten Einzelheiten der epidemiologischen Forschung kann hier nicht eingegangen werden, aber hervorgehoben sei, wie all unsere Kenntnisse noch im Fluß sind.

Kurze Zeit nachdem Koch das Krokodil als den Blutspender für die Glossina palpalis nachgewiesen und darauf den Vorschlag der Krokodilausrottung gegründet, fand Dr. Feldmann, daß am Schirati, wo das Krokodil fehlt, eine große Eidechse, das Kenge, den Fliegen die Dienste auch tut. Und so darf wohl, ohne dem überragenden Genie Kochs zu nahe zu treten, ausgesprochen werden: Unsere Kenntnis der epidemiologischen Verhältnisse ist ebensowenig wie die Bewertung ethischer und wissenschaftlicher Gegengründe eine solche, um Vorschläge von so ungeheurer Tragweite, wie den einer Vertilgung des Großwildes, zu rechtfertigen.

Ich will nur einige Gegengründe anführen. Einmal ist unsere ganze Kenntnis der Trypanosomenkrankheiten erst ca. zwölf Jahre alt, und wie ungeheuer viel ist in dieser kurzen Spanne Zeit erreicht worden! Koch selbst hat bereits gegen die Schlafkrankheit ein äußerst wirksames Mittel, das Atoxyl, erprobt. Die Forschung arbeitet auf diesem Gebiete ungeheuer eifrig, und wir wissen nicht, ob wir nicht in zwanzig Jahren weit wirksamere Mittel haben. Zweitens: Unsere Kenntnis der Tierwelt ist eine noch ganz unvollkommene. Wir stehen z. B. erst am Anfange einer vergleichenden Physiologie, einer Psychologie der Tiere. Sicher schlummern noch tausend unbekannte Kräfte und Fähigkeiten im Organismus derselben, vielleicht von heute ungeahnter Wichtigkeit. Sollen wir wirklich diese wunderbare Welt zerstören, ehe wir sie überhaupt gekannt? Endlich: Es ist zweifellos, daß der ökonomische Aufschwung unserer Kolonien in unserer Zeit in äußerst erfreulicher Weise zu erblühen anfängt; gerade darum aber dürfen wir nicht in das andere Extrem verfallen, in unseren Kolonien nur ein Geschäft sehen zu wollen, bei dem bloß die Bilanz zu stimmen braucht. Wer die überquellende Lebensfülle der Tropennatur in ihrem vollen Pulsschlage einmal gefühlt hat, der steht unter der Macht dieses Eindrucks sein ganzes Leben lang, und ich gestehe offen, daß ich wohl niemals die ganze Größe der Schöpfung so empfunden, als in dem Augenblicke, da ich zum erstenmal in dem heiligen Dome des Tropenwaldes die gigantische Gestalt eines Elefanten sah. Solche Eindrücke müssen auch kommenden Generationen möglich sein; diese haben Anspruch auf unsere Vorsorge.

In letzter Zeit hat auch die Wissenschaft angefangen, den Freunden der Tierwelt Sorgen zu machen. Ich rede hierbei nicht von der sog. Vivisektion, aber ich muß auf sie einen Augenblick eingehen, um Mißverständnisse zu verhüten. Das Wort „Vivisektion" ist zunächst äußerst unglücklich gewählt, man denkt unwillkürlich, ein Tier werde dabei lebend zerschnitten. Ich habe während meines ganzen Studien- und Ausbildungsganges an deutschen Universitäten niemals einen Eingriff am Tiere gesehen, den man nicht in völlig gleicher Weise auch dem Menschen zumutete, sei es in Form von Operationen, mit Betäubung, sei es in Form von Einspritzungen usw. ohne Narkose; ja meistens hat der Mensch mehr Schmerzen auszustehen, weil man ihn nicht so leicht narkotisiert wie das Tier. Daß in diesen Grenzen, stets beherrscht vom Geiste der Menschlichkeit und der Tierfreundlichkeit, der Tierversuch unentbehrlich ist, kann für keinen zweifelhaft sein, der die Beziehungen des Tierversuchs auch nur zur operativen Chirurgie und zur Serumtherapie würdigt.

Bei all diesen Tierversuchen aber benützen wir auch ein Material an Hunden, Meerschweinchen, Mäusen, Kaninchen, das wir so gut selbst züchten wie unser Schlachtvieh, und auch bei diesem Tiermaterial kenne ich zahlreiche Forscher, die sich eines so treuen Freundes des Menschen, wie des Hundes, nur im Notfalle bedienen.

Mit der Frage der Vivisektion hat die Frage nichts gemein, ob die Wissenschaft sich nicht gewisse Beschränkung auferlegen müsse, wo sie es mit einem schwer beschaffbaren und schwer ersetzbaren Tiermaterial zu tun hat. In den letzten Jahren sind an zahllosen Orten Uebertragungen der Syphilis auf Affen vorgenommen worden; zwar sind diese gewiß interessanten Tiere in den Tropen noch massenhaft vorhanden, aber einen derartigen Verbrauch, wie ihn die letzte Zeit anzubahnen schien, kann auch eine fruchtbare Rasse auf die Dauer nicht decken, um so weniger, als die Zahl der Versuchstiere noch sehr erhöht wird durch die Zahl der beim Fang, beim Transport usw. Umgekommenen. Besonders aber ist zu fürchten, daß die größten Merkwürdigkeiten der Natur, die großen Menschenaffen, Orang-Utan und Schimpanse, alsbald aussterben werden, wenn wie bisher mit ihnen weiter gewirtschaftet wird. Es liegt mir fern, gegen die Verwendung von Affen als Versuchstieren etwa Stellung zu nehmen, die Wissenschaft muß die volle Freiheit des Tierversuches haben, aber sie wird ihre Stellung gegen die blinden Angriffe der sog. Antivivisektionisten am besten wahren, wenn sie selbst Leben und Wert des Versuchstieres in gerechter Weise abwägt gegenüber den zu gewärtigenden Versuchsergebnissen. Dann trägt sie selbst die beste Remedur in sich gegen ein zweckloses Ueberwuchern des Tierexperiments.

Man darf wohl sagen, daß auf der Neißerschen Syphilis-Expedition jene Selbstkritik nicht in der wünschenswerten Weise gehandhabt wurde. Der Verbrauch von min-

bestens 1500 Affen, darunter einer nicht zu geringen Anzahl von Menschenaffen, steht zu den Resultaten in einem erschreckenden Mißverhältnis. Die ärztliche Welt darf sich diese Kritik nicht von berufsmäßigen Feinden der Wissenschaft vorwegnehmen lassen.

Neben der wissenschaftlichen Medizin verbraucht eine gewisse Menge Tiermaterial natürlich die deskriptive Zoologie, die ähnlichen Zwecken dienenden Zoologischen Gärten; die letzteren kompensieren immerhin den Verbrauch etwas durch ihre Züchtungen. Endlich gibt es noch eine Pseudowissenschaft, die nur ein Mäntelchen für Jagd und Sensationslust darstellt. Es handelt sich gewöhnlich um aristokratische Herren, deren Raubzüge man meistens schon etwas vorher unter der Flagge der Wissenschaft in Zeitungen angekündigt liest, und die der Wissenschaft zu nützen glauben, wenn sie den unzähligen ausgestopften Säugetieren und Vögeln, welche unsere Museen beherbergen, noch einige hinzufügen; damit soll natürlich nichts gegen verständnisvolle Förderung gesagt sein, welche die deskriptive Naturwissenschaft gerade durch hochstehende Gönner erfahren hat.

Die zur Erhaltung der Tierwelt dienlichen Maßnahmen können hier nur angedeutet werden, es sind unter anderen folgende in Vorschlag gebracht worden:

1. Genauere Handhabung bereits bestehender Vorschriften (Anstellung einer größeren Anzahl von Wildhütern usw.).

2. Einführung einer Schonzeit.

3. Völliges Schußverbot für einzelne besonders gefährdete Tierarten, z. B. für den Gorilla in Kamerun, in D.-Ostafrika für den dort sehr seltenen Elefanten.

4. Verbot, resp. Beschränkung der Ausfuhr von Tierhäuten, Bälgen usw.

5. Verweigerung des Jagdscheines an professionelle Jäger.

6. Einrichtung einer Anzahl von Wildreservaten, an deren Rändern kein Land zur Besiedelung abgegeben wird.

7. Munitionseinfuhrverbot, resp. Verbot der Behändigung an die Eingeborenen; soweit die letzteren der Patronen zum Selbstschutz gegen wilde Tiere benötigen, müßten natürlich Ausnahmen gemacht werden.

Es ist selbstverständlich, daß derartige Maßnahmen in Einklang mit den Forderungen kultureller Besiedelung des Landes gebracht werden müssen, und es sei hervorgehoben, daß vieles auf diesem Gebiete bereits dem verständnisvollen Vorgehen der Reichsregierung zu danken ist. Im übrigen hat hier England die Führung. Auf dem Papiere hat einiges auch der Kongostaat getan. So gut wie gar nichts ist geschehen von seiten des über einen so immensen Kolonialbesitz verfügenden Frankreichs und von seiten Hollands, das die so wertvolle Fauna Sumatras, Borneos und Javas zu hüten hätte.

München als Kunststadt / Von Ernst Schur

Fortsetzung

III

Die große Aufgabe, die die Dresdener Ausstellung übrig ließ, bestand in der Frage, wie die moderne dekorative Malerei zu erneuern sei, um in Einklang mit der modernen Architektur und Raumkunst gebracht zu werden. Hierfür hatte Dresden trotz allen Wagemuts keine Vorbilder geschaffen. Jede Architekturausstellung, jede neue monumentale Aufgabe illustriert die Notwendigkeit, eine Entscheidung zu schaffen. Für die moderne Formensprache in der neuen Architektur, der neuen Raumkunst ist der passende Stil der dekorativen Malerei erst noch zu finden, und so lange diese Frage nicht gelöst ist, wird es nicht gelingen, monumentale Aufgaben sinngemäß zu erfüllen. Wohlgemerkt, man kann ohne die dekorative Malerei auskommen und rein durch die Architektonik der Raumverhältnisse zur Monumentalität kommen. Aber in vielen Fällen wird der Auftraggeber darauf nicht verzichten wollen, und es ist auch nicht einzusehen, weshalb wir auf die festliche Wirkung der Farben verzichten sollen, zumal Kräfte da sein müssen, diese Aufgabe zu erfüllen.

Kaum eine andere Stadt dürfte wie München dazu prädestiniert sein, eine Entscheidung zu bringen. Wo das Malervolk noch immer überwiegt. Wo es zu begrüßen wäre, wenn die vielen brachliegenden Kräfte großen Aufgaben zugeführt würden. Wo in den alten Schlössern die glänzendsten Vorbilder dekorativer Malerei gegeben sind. Und wo schließlich die neue Raumkunst die erste Pflege erfuhr. Kurz, alle Bedingungen sind denkbar günstig gegeben. Und doch ist das naheliegende Resultat ausgeblieben. Daß dies der Fall war, liegt an den besonderen Münchener Kunstverhältnissen, die ein einheitliches Zusammenwirken augenscheinlich verhindern. Aus Furcht andere zu verletzen, sind schließlich so viel Kräfte herangezogen und beschäftigt worden, daß eine Einheit nicht zustande kam. Dies zeigt sich besonders deutlich an der Ausgestaltung der

Hauptrestauration, deren Seitenhallen und Pavillons Gelegenheit zur dekorativen Ausschmückung gaben. Schon die unruhige Architektur (Emanuel von Seidl) läßt eine ruhig-große Gesamtwirkung nicht aufkommen, die im Hinblick darauf, daß der Gesamteindruck durch die Menschenmassen, die vielen Tische und Stühle zerrissen wird, geboten erscheint. Wie das gemeint ist, ersieht man aus der großen Münchener Ausstellungs-Bierhalle, die mit ihrem mächtig sich wölbenden, gelben Dach, ihrer breiten Fassadenwirkung eine wohltuende Entschiedenheit betont.

Hier nun sind bei der dekorativen Ausschmückung drei Künstler tätig gewesen, von denen jeder einen ganz ausgesprochenen Charakter hat, so daß es nicht zu verwundern ist, wenn die schließliche Vollendung sich als vollkommen stillos präsentiert und gerade dem Grundprinzip der modernen Raumauffassung ins Gesicht schlägt.

Julius Diez hat die Wände und die Decke in den Wandelhallen bemalt. Ein Festzug von karnevalistischem Gepräge, der sich zwischen grünen Lauben unter Blumengirlanden hinzieht, mit allerlei Getier und festlich gekleideten Menschen im Stil des Rokoko. Ohne Zweifel ist das Ganze sehr lustig und bewegt und zeigt eine unermüdliche Frische der Improvisation. Von der weißen Wand heben sich die Farben plakatartig derb ab. Doch läßt sich das Bedenken nicht unterdrücken, daß die dekorative Raumwirkung der Disziplin entbehrt. Allzu körperlich, plastisch heben sich die Figuren ab und in der durchgebildeten Realistik des Ganzen denkt man eher an einen Bühnenvorgang als an eine neue Gestaltung des Malerischen, den Anschluß an die Gesetze der Raumkunst.

In dem Hauptsaal hat Herterich die Deckenmalerei ausgeführt. Hier ist wiederum die Anlehnung an den alten Barock-Dekorationsstil auffällig, und so hat der Künstler von vornherein darauf verzichtet, neue Wege zu suchen. Gewiß wirken diese Entwürfe sehr licht und heiter, und es läßt sich nicht leugnen, daß Herterich der alten Art mit feinem Geschmack gefolgt ist. Er hat es auch vermieden, die Decke mit einer zu großen Fülle von Darstellungen zu überladen. Sehr diskret drängt er die Figuren zurück, und die Darstellung bildet gewissermaßen die Umrahmung (auch hier ein Fest, Tanzende im Biedermeierkostüm) zu dem großen Mittelteil des blauen Himmels, in den Zelte und Bäume hineinragen. Doch stört auch hier einmal der Stil und dann die allzu realistische Darstellung. Die Dissonanz wird um so fühlbarer, wenn man die überladene Ausstattung des Saales betrachtet, die sich weder an einen Stil anlehnt, noch modern ist. Reizvoll wirkt nur der plastische Schmuck über den Portalen und die Balustrade. Hier hat Wackerle Keramiken geschaffen, deren Reliefstil sich nicht hervordrängt, deren feine, graugrüne Tönung apart im Raum mitwirkt. Als Raum eigenartiger ist ein kleiner Nebensaal, der mit seiner über und über geblümten Wand an bäuerlichen Charakter mahnt. Im ganzen also läßt dieser große Saal eine Gesamtwirkung vermissen und man kommt hier wieder von selbst zu einem Vergleich mit dem großen Saal der Münchener Bierhalle, dessen derber Charakter sich unwillkürlich einprägt. Auf figürliche Darstellung ist hier verzichtet. Ein Wandfries umzieht in rein dekorativer Wirkung den Raum, große, dichtgesetzte Blumen in wechselnder Färbung, gelb, blau und rot. Von der Decke hängt ein mächtig sich breitender Holzkranz, der die Beleuchtung trägt. Der Orchestereinbau erhält durch schmale, grüne Linien auf weißem Grunde einen hübschen Schmuck, desgleichen die Wand durch mattrote Linien auf grauem Grunde.

Der dritte Künstler ist Fritz Erler. Ihm ist ein kleiner südlicher Pavillon des Gebäudes zuerteilt, und wenn man die Leistung an sich betrachtet, losgelöst von dem Gesamtzusammenhang, so wird man zugeben müssen, daß Erler seine Aufgabe eigen und malerisch fein gelöst hat. In der ihm besonderen Art kontrastiert er eigentümlich warme und kalte Töne. läßt seine Figuren tonig hell gegen hellgelben Hintergrund stehen, und das Eigenartige des Eindrucks wird noch verstärkt durch eine sich durch das Ganze schlingende starkblaue Blumengirlande. Wenn auch der übliche Stil der dekorativen Malerei im Wesen beibehalten ist und nicht versucht ist, Beziehung zur Architektur in dem neuen Sinne zu suchen, so wird man diese Schöpfung doch als etwas ganz Selbständiges und Eigenes gelten lassen müssen. In der Art, wie alles Inhaltliche zurückgedrängt wird und das Hauptgewicht auf einen wuchtigen Farbeneindruck gelegt wird, ist schon ein neuer Weg angedeutet. Hier liegen die Anfänge zu einer neuen, großen dekorativen Malerei. Bedenkt man aber, daß diese verschiedenen Künstlercharaktere alle an diesem einen Gebäude tätig waren, so wird man sich nicht wundern, wenn das Urteil dahin lautet, daß die neue Raumkunst andere Tendenzen hat.

Dieselbe Bemerkung macht man bei einem so freien Künstler wie Adolf Münzer, der der „Scholle“ angehört und in einem Repräsentationsraum dekorative Malereien zeigt. Es sind Werke, die ihren Bildcharakter durchaus beibehalten haben und die nur durch ihre Größe das Dekorative betonen wollen. Zweifellos steckt viel malerisches Können und ein feiner Geschmack darin. Die breite und weiche Pinsel-

führung entzückt sogar. Ein freier Gesamtton hält alles zusammen. Münzer strebt, um ins Dekorative zu kommen, eine ähnliche Helligkeit der Farben an, wie Erler. Doch ist er viel bildmäßiger. Auf der einen Seite ein Ritter, der in goldblitzendem Harnisch, auf einem Schimmel groß unter grünem Laub reitet, vor und hinter ihm knieende, nackte weibliche Gestalten, Sehnsucht und Trotz der Jugend etwa ausdrückend; gegenüber ein weiblicher Akt, auf Blüten gebettet, schimmernd in reicher Schönheit. Schön ist das weiche Grün des Laubes; schön das warme Leuchten der Sonne, daß sich hindurchgießt; schön die gelben Rosengirlanden; schön vor allem die Farbenwirkung des Ganzen, diese quellende, schwelgende Fülle des Gelb, Mattrot, Blau und Violett. Aber einmal drängt sich das Inhaltliche zu sehr hervor; Böcklin hat solche Themata doch größer erledigt, und selbst da finden wir jetzt ein Manko. Ein leiser Anfang ist zu spüren, ins Dekorative zu kommen, in dem Betonen der Farbe. Doch ist schon das ein Mißgriff, daß der Raum für eine Fernwirkung, die diese Bilder geradezu fordern, viel zu klein ist.

Münzer hat noch einen Raum geschaffen und hier hat er mit mehr Glück versucht, im Material zu arbeiten und die Bilder dekorativ einzuordnen. Es ist der Repräsentationsraum der Abteilung für Konfektion. Hier ist beinahe eine Vollendung erreicht. Prunkhafte Eleganz ohne Ueberladung; feinster Geschmack in der Gesamtharmonie. Dominierend darin der große, ovale Teppich in seidigem Grau mit gelben und violetten Blumen, deren weicher Farbentönung oben an den Wänden die Bilder entsprechen, die auch hier noch etwas zu bildhaft sind, Akte auf grünen Sesseln, Damen in Violett, gelbe Masken und verschleierte Frauen. Trotz des modernen Kostüms klingt eine Stilanlehnung durch; die Amoretten, die Spiegel halten, tauchen auf.

Hier ist schon, vorsichtig und zurückhaltend zwar, das Problem in Angriff genommen, wie Bilder in einen Raum passend einzufügen seien. Diese Frage wäre speziell in München aktuell. Man ist ihr aber nicht mit der Energie zu Leibe gerückt, die wünschenswert gewesen wäre. Man hat auch hier den Zufall der systematischen Lösung vorgezogen. So finden wir, obgleich wir nach der Vernachlässigung des Dekorativen hier wenigstens einen Ersatz hätten, ganz entgegengesetzte Lösungen und kaum eine Vollendung. Meist begnügt man sich, damit der und jener Künstler auch zu Worte kommen, mit der Anbringung von Bildern schlecht und recht. Der Repräsentationsraum von Hoch in der Abteilung der städtischen Architekturausstellung ist dafür bezeichnend. Bilder dekorativ zur Wirkung zu bringen, ihnen einen passenden Rahmen zu schaffen, das wäre eine Aufgabe gewesen. Man ist an ihr blind vorübergegangen, obgleich sie so nahelag. Das Material hatte man, man benutzte es nicht, und ließ es lieblos liegen. Ein krasses Beispiel dieser Lieblosigkeit ist der Raum, in dem Landschaftsbilder des Isartals von Rich. Pietzsch zur Ausstellung gelangen; große, umfangreiche Bilder, deren düsterem Grundton jeder dekorative Charakter abgeht. Die braunen Farben des Herbstes, die dunkle Stimmung im Gewitter, die grüne Festlichkeit des Frühlings kommen zu guter und ruhig-abgetönter Wirkung, deren Art für den Künstler charakteristisch ist, die aber von jeder Raumwirkung absehen. Und da der Raum auch nicht auf sie Rücksicht nimmt, es ist ein Flur, so weiß man nicht, weshalb die Bilder da sind. Es sind Bilder, denen alles Dekorative fehlt.

Die andere Frage ist: wie sind Bilder von intimem, malerischem Charakter in einen Raum einzupassen? Auch dieses Problem, dessen Lösung für die moderne Raumkunst so wertvoll wäre, ist nicht angepackt. In den Zimmern, die endlos aufeinander folgen, ist kaum darauf Bedacht genommen. Diese Frage ist also immer noch offen. Nur der eben besprochene Raum von Münzer streift das Problem. Doch kann man bei diesen repräsentativen Räumen nicht eigentlich von intimer Bildwirkung sprechen. Die Malerei will dekorativ sein. In ähnlicher Weise geht Niemeyer vor, der vielleicht einer der wenigen, die ein feines Gefühl für diese Dinge mitbringen, der sowohl feinmalerische Bilder als auch neue Raumkunst gibt und z. B. in seinem Café beides in eigener Weise vereint. Hier ist jedenfalls für öffentliche Räume etwas Vorbildliches geliefert. Diese graziöse Schöpfung wird man nicht vergessen. Grüne Kacheln verkleiden die Wand. In Vertiefungen ovale Bilder, dekorative Blumenstücke. Beides unterstützt sich gegenseitig in der Wirkung; die grellen Kacheln gehen als Hintergrund ganz zusammen, die Bilder wirken um so feiner abgetönt. Ein wenig Violett in den Tischtüchern, das gleiche Violett im Geschirr; gelbe Blumen auf dem Tisch und an der Decke eigenartige Beleuchtungskörper, an denen mit viereckigen, undurchsichtigen Platten die Birnen verdeckt sind.

Bild- und Raumkunst ist hier eins geworden. Und man kann von diesem Raum, in dem die Schönheit ganz ins Material eingegangen ist, ebenso sehr beim Kapitel Malerei, wie beim Kapitel Raumkunst sprechen.

So bildet er passend den Uebergang zur Raumkunst. Schluß folgt

Rundschau

Parlament und Staatsanwalt

Der Fall des Politikers Liebknecht ist mit dem Schicksal des Parlamentariers eng verknüpft. Das Bindeglied bildet der Hochverrat, den Liebknecht nach der Rechtskonstruktion des Reichsgerichts begangen und den er mit anderthalb Jahren Festungshaft zu sühnen hat. Von Rechts wegen.

Von Unrechts wegen wird er nach der Ansicht seiner Fraktion in der Strafhaft zurückgehalten und gehindert, seine Funktion als Parlamentarier zu erfüllen. Deshalb hat sie den Antrag auf seine Haftentlassung, die der Staatsanwalt und der Reichskanzler abgelehnt hatten, im preußischen Abgeordnetenhause gestellt und bisher nichts weiter als eine Kommissionsberatung zu erzielen vermocht, die mit einem Plazet der Volksvertretung zu der regierungsseitig beliebten Behandlung des Falles enden wird. Damit ist dann ein Präjudiz geschaffen für alle künftigen Fälle, die sich seit dem Eintritt der Sozialdemokratie in das Dreiklassenparlament häufiger ereignen werden, wie der Nationalliberale Friedberg unter der Heiterkeit des Hohen Hauses andeutete. Eine zartsinnige Bemerkung, die ein helles Licht wirft auf die Tendenzen der Strafrechtspflege und ihre intimeren Beziehungen zur Sozialdemokratie.

Das Abgeordnetenhaus trug bei dem Wortlaut der Verfassung Bedenken, dem Antrag zuzustimmen, da es kein Recht zu haben glaubt, einen Abgeordneten zu reklamieren, der in Strafhaft sitzt. Eine von der herrschenden Meinung vertretene Rechtsanschauung, auf die sich der konservative Wortführer berief, um Liebknecht den Vater, der sich zu ihr bekannte, gegen Liebknecht den Sohn auszuspielen. Die Richtigkeit dieser auch vom Reichstag adoptierten Rechtsansicht vorausgesetzt, die dem Parlament das für andere Fälle statuierte Recht abspricht, die Strafhaft von Abgeordneten unterbrochen zu sehen, ist ein Zustand geschaffen, der dem Staatsanwalt, einem von der Regierung völlig abhängigen Verwaltungsorgan, die Macht an die Hand gibt, in die Zusammensetzung des Parlaments einzugreifen. Bei dem geringen Prozentsatz, den gerade das preußische Abgeordnetenhaus an „Verbrechern“ liefert, wird das Volk diesen Zustand mit einiger Selbstbescheidung zu tragen wissen. Wie aber in kritischen, in politisch aufgeregten Zeiten? Wenn sich die oder jene Partei die politische Gegnerschaft der Regierung zugezogen und ihre Vertreter im Kampf mit der Rechtspflege, die die Regierung durch das willige Organ der Staatsanwaltschaft zu dirigieren sucht, ihre Wunden holen? Dann hat der Staatsanwalt die Macht, die parlamentarischen Lebensbedingungen des Volkes zu unterbinden, indem er seine Vertreter in Haft nimmt bezw. zurückhält.

Eine Perspektive, die für den Anhänger gesunder konstitutioneller Zustände eine Verfassungsänderung bedingt. Es widerspricht dem Grundgedanken jeder Konstitution, daß das Volkswohl, das im Parlament seinen Schutz und seine Vertretung findet, durch die Staatsanwaltschaft alteriert werden darf, die den einen Abgeordneten freiläßt, den anderen zurückbehält, je nach ihrem „diskretionären Ermessen“, wie der technische Ausdruck lautet. Ein Ermessen, das die Betroffenen und weite Kreise als Willkür empfinden werden.

Deshalb ist eine Verfassungsänderung in dem Sinne eine politische Forderung des Tages, daß der Volksvertreter unbedingt das Recht haben muß, seine Wählerschaft im Parlament während der Sitzungsdauer zu vertreten.

Sein persönliches Wohl und Wehe, das durch ein Strafverfahren bedingt ist, muß weit hinter die allgemeinen Volksinteressen zurücktreten, die er zu vertreten das Recht und die Pflicht hat. Durch die Strafe, wie sie die Regierung heute nach ihrem Belieben gegen den einzelnen Abgeordneten gerade während der Dauer der parlamentarischen Session vollstrecken kann, wird in erster Linie die Wählerschaft betroffen. Soll in der Tat der Staatsanwalt die Befugnis haben, diese durch Inhaftnahme ihrer Vertreter gerade zur Zeit, wo sie sie braucht, lahmzulegen?

Deshalb sollten alle liberalen Parteien den Antrag „Liebknecht“ als Anlaß nehmen zu dem Antrag auf Verfassungsänderung, die dem Parlament die Möglichkeit bietet, seine Aufgaben durch Einberufung aller seiner Mitglieder zu erfüllen und so für die Zukunft die Souveränität der Volksvertretung gegenüber dem Eingriff der Behörden sicherzustellen.

Dr. jur. Halpert

Theaternotizen

I

Die Bibliophilen, die Appreteure sind an der Herrschaft; in den Verlagen und in den Theatern. Sie statten aus. Sie garnieren. Sie besetzen . .

Aber tun sie es ganz freiwillig? Wenn sie ihr Theater zum höchstentwickelten Typ einer Spezialitätenbühne machen, wo Technisches gezeigt, Auffassungen probiert, in einem Dichtwerk Einfälle des Regisseurs wie Raketen abgebrannt werden, deren Glorie auf den geblen-

deten Zuschauern niederregnet; wenn sie, statt heutige, uns verwandte Menschenschicksale zwischen ihren Kulissen sich offenbaren zu lassen, Reinkulturen des Schauspielerischen anlegen — tun sie es freiwillig? Wo sind die neuen Talente, für die sie sich in Gefahr begeben sollten? Wie lautet die Parole, für die es in den dramatischen Bezirken zu kämpfen lohnte? Wo ist die junge Generation von Schöpfern, der man sein Herz und Gut anvertrauen möchte? Hunderte haben Einfälle; aber wo findet man die Kraft, ein Werk zu schaffen, das Lebenswerk, dessen schicksalsvollem Wachstum man lauschend zusähe, lauschend wie auf die Sprache verwandten Blutes? So spärlich, so bläßlich wachsen heuer die dramatischen Talente; und keinem traut man fürs Leben. Was ist denn geschehen, seit „Aju" kam und ging, was uns mehr interessiert hätte, als irgend ein Feuilleton?

Die Bibliophilen, die Appreteure sind an der Herrschaft. . . In ihrem Gefolge schmarotzen trübe Gesellen, deren Schneidertalente in der Kunst einen Vorwand suchen für animalischere Betätigungen . . Wenn sie Geld genug haben, sich an einem literarischen Theater zu beteiligen, werden sie bei kleinen Schauspielerinnen die deutsche Kunst vertreten, indem sie sich mit hypnotischen Fischaugen, vor „Theaterfreudigkeit" lallend an ihre Strümpfe heranschleichen, werden sie in bürgerlichen Salons mit den Abdrücken von Fußtritten berühmter Leute auf den Frackschößen hausieren gehen. . . Berlin, o Berlin!

2

Meinhard und Bernauer, die eine Zeitlang sich um die Kunst redlich gemüht hatten, faßten sich letzte Woche ein Herz und führten den „Veilchenfresser" auf. Er bestand vor dem verfeinerten Geschmack unserer Zeitgenossen. Sein Erfolg war groß und einmütig. Er „hatte eine glänzende Presse". Man fand Herrn Korff sogar ausgezeichnet, obwohl dessen Gewohnheit, sich seinen Charme wie im Schüttelfrost von den Gliedern zu schlenkern, nicht gerade löblich ist. Dazu singt er zwar, aber doch allzu eintönig; im „Clown", der dem Leutnant von Berndt sozusagen unähnlich ist, sang er ebenso. Ich fürchte, er ließe sich davon selbst dann nicht abbringen, wenn man ihm den „Hamlet" zu spielen gäbe. Aber Ernst Dumcke! . . . In den „Journalisten" erfreute er; diesmal setzte man das Siegel darauf, daß er ein starkes, und vielleicht nicht nur ein erheiterndes Talent sei. Josefine Dora: die ewige Köchin; sie müßte die Stellung wechseln! Langweilt sie sich denn nicht?

Wie eine Fahne flattert der Kassenrapport auf dem Dache des „Berliner Theaters". Sie wird auf Halbmast sinken, während drinnen im verdunkelten Theater „Herodes und Mariamne" aufstöhnt.

3

Im Lessing-Theater zwischen zwei Komödien: „Michael Kramer". Wie beneide ich die Damaligen um ihr Glück, daß sie dieser vor Schönheit dunklen Tragödie beiwohnten, und um ihre Wut, als die Herde im Parkett und in den Rängen in mißgestimmtes Blöken ausbrach. Welch eine Zeit, die solche Dichtungen (solche Durchfälle) hervorbrachte. Ich habe mich tief gebeugt am Sonnabend, da Sauer die düstre Melodie vom Einsamen sang, der seinen größten Sieg, diesen Sohn, aufbahrt und seine schmerzgeweiteten Augen von den Lichtern bestrahlen läßt, den goldig leuchtenden, lebendigen Lichtern am Abgrund, am tiefen und weichen Ruhebett des Lebens, dem Tod . . . In riesengroßen Lettern steht das Wort geschrieben. Wie drei Kreuze erhebt es sich auf dem Hintergrund dieses Bildes, in ganz mildem Licht. Ein großer, ein tief erlebter Abend . . . Zwischen zwei Komödien.

René Schickele

Metropolerinnerungen

. . . Als wir vom Fiesco kamen, gedachten Sie der Lobrede Baudelaires, die die stilisierende Kraft der Schminke feiert, und sprachen mit tiefer Bewunderung von Fräulein Durieux, von dem unvergleichlichen Eindruck ihres wundervoll fühlen Antlitzes, das in einem bleichen opalenen Schimmer leuchtete und durchsichtig schien wie makelloser Kristall. Ich erinnerte mich Ihrer Worte, als ich im Metropoltheater vor einer Bühne voll von Damen saß, die mit ernster Mühe ihr Gesicht auf den Normaltypus des Berliner Schönheitsmarktes zu bringen bemüht schienen. Wie degoutiert diese undeutliche Masse, deren einziger Sinn die mechanische Füllung der Bühne ist. Kostüme, wie brüchiger Staniol glitzernd, die Leichtigkeit des Gewandes — die erste Bedingung rhythmischer Bewegungen — durch allegorische Attruppen erdrückend: die schwierige Frage der Beleuchtung mit dem Farbensinn eines Bilderbogenfabrikanten erledigt. Wie ein Wunder löst sich aus diesem Chaos gleichgültiger Glieder die Massary, die ich Sie durchaus zu den fröhlichen Göttinnen zu zählen bitte, die unser Dasein mit Heiterkeit erfüllen. Wie beherrscht sie den ungeheuren leeren Raum der Bühne. Sie tritt ein, eine heitere Gebärde, sie ist in vollkommener Bewegung, sie erobert die Bühne, sie beugt sich, kokettiert mit ihrem Röckchen, wirft ein paar belanglose Verse hin: unsere irritierten Nerven beruhigen sich unter sanftem Streicheln, ganz leichte Reize durchfließen unser Blut. Sie tritt als Verkörperung des Frou-Frou auf, in einem schwarzen Spitzengewebe von Beardsleyscher Zartheit: sie schwebt fast, ihre großen Kurven berühren kaum die Bühne, bezaubert empfinden wir diese subtilste

Aufhebung der Schwerkraft. Ich bin erfreut, wenn an ihrer Seite die gummiartige, in der Haltung vollendet noble Gestalt Giampietros auftaucht, mit der lächerlich ernsten Maske, die von der Inzucht zahlreicher Generationen verwittert scheint. Er singt mit fabelhaft glatten Bewegungen ein Couplet, ich empfinde die Musik seiner scheinbar zerbrochenen Stimme, und ich erinnere mich an seinen Riccaut, diesen wahrhaften Edelmann im Exil. Dann verschwindet alles im Gewirbel der Tänzerinnen, von willkürlichen Buntfeuern bestrahlt — und ich träume sehnsüchtig von einem organisatorischen Genie, das diese Massen zu einer dekorativen Einheit erzieht, wie es Reinhardt in den Massenszenen seiner Lysistrata vorbildlich gezeigt hat.

Rudolf Kurtz

Debussy: Pelleas und Melisande

Dieses Werk sammelt die letzten Fähigkeiten der schildernden Musik. Wagner schilderte Ahnungen des Intellekts, Richard Strauß Bilder des Auges, Debussy Vorgänge des Blutes. Hier ist keiner Held, und keiner ist für sich. Wir wissen alles; die Ueberraschungen des Charakters sind aufgelöst in Urempfindungen des Körpers. Die Gestalten sind nur Zeichen. Die Themen sind nur Akzente in der riesenhaften und schauerlichen Melodie von der unsichtbar bewegten Nacht eines ungeheuren Gefängnisses. Es gibt kein Ich mehr.

Der Zuschauer ist der Held dieser Bühne. Sein Blut fließt. Aus ihm kommen die Gestalten, und in ihn gehen sie ein. Auf unerhörte Art wird er zu sich gerufen, gelöst aus der Masse, vereinzelt.

Debussy läßt die Sänger in dem uralten, rhythmenlosen Stammeln der gregorianischen Psalmodie singen. Hier ahnte schon Berlioz das Glück des Grauens. Aber Debussy gibt ihnen eine neue Kirchentonart. Seine Tonleiter hat zwei Ganztöne mehr, und diese scheinbar so kleine technische Neuerung gibt einen Klang von nie dagewesener Maßlosigkeit des Suchens, Ahnungen des ganz Neuen, Fremden und Zukünftigen und eine Besinnung auf ganz alte Versunkenheit. In diesem neuen Kirchenton ist aller Gegensatz von Moll und Dur aufgelöst. Die Auflösung macht alles gleich hart und weich, gleich vor- und rücklaufend, gleich dissonierend und zusammenklingend. Jede Nachahmung auf die Art des alten Kontrapunktes wäre hier von grotesker Grenzenlosigkeit. So ist nicht mehr der einzelne Ton die Einheit, zu der der darüber liegende Akkord die mystische Vielheit ist; sondern hier wird der Akkord zur Einheit, von ihm geht Debussy aus, wie von einem Punkt, und das ungreifbar Irrationelle, das früher der Komplex eines Akkordes hatte, erscheint hier in der ungeheuren Neuerung eines Erklingenmachens der geheimen Obertöne. Die Melodie, früher eine Linie, wird jetzt etwas Zweidimensionales, eine Stimme, eine Akkordreihe. Wie Nebelzüge in einem unbekannten und ungewissen Licht führt dieser neue Kontrapunkt die Stimmen seiner Akkordreihen durcheinander. Plötzlich ruft Pelleas: „Mein Herzblut stockt", und eine Geige springt unter dem Dämpfer in einem unbekannten und zerrüttenden Klang auf. Dieses Orchester kennt man nicht mehr, diese Horntöne kommen aus Steinen, es bleibt nichts verborgen von den Stimmen der Brunnen, und wenn der Morgen kommt, fährt das Licht in einem scharfen, schneidenden Laut heraus aus der Erde. Alles ist offenbar. Melisande muß krank sein, wir wissen das. Noch nie ahnten wir bei einer Frau auf der Bühne von der wiederkehrenden Heimlichkeit ihres Körpers. Man weiß es von der Melisande dieser Musik, und man ist nicht überrascht. Diese Musik läßt den schwarzen Zerfall des Blutes im Zorn erkennen, das schwirrende Einherjagen in der Begier, wie eine vorüberfliegende Erscheinung fliehender weißer Vögel. Hier ist die letzte Auflösung der Empfindungen. Die letzte Vernichtung des Ichs Das letzte Gleichmachen der Dinge und Menschen. Die letzte Traumbrunst der Christenkirche, die letzte Mystik der Psychologie. Ludwig Rubiner

Konzertnotizen

Beethovensaal, den 2. November: Gottfried Galston. Auf dem Podium drei leere Stuhlreihen in militärischer Front, links davon ein Feldwebel in Gestalt eines verwaisten Rohrgeflechts, der höchst unmilitärisch über die Rampe zu stolpern drohte. Rechts ein mächtiger Bechstein, davor die kleine zähe Gestalt des Pianisten. Das übliche Szenarium solcher Veranstaltung: unwürdig und stimmungmordend. Galston spielt J. S. Bach in Busonischer Bearbeitung, von denen die Chaconne grandios gelungen. Am stärksten wirkte der Mephistowalzer von Liszt, gleichfalls Busonische Anordnung. Im allgemeinen: Gottfried Galston spielte klug mit reifer Technik. :: Zur Kammermusik vereinigten sich die königlich preußischen Hochschulprofessoren Marteau und von Dohnányi — ein glücklicher Einfall. :: Die menschliche Phonola — Leopold Godowsky — leistete das Höchste in Fingerarbeit und Minderwertiges in der Modernisierung des reizvollen A-dur-Allegros von Scarlatti. Die kontrapunktische Paraphrase über den Strauß-Walzer „Wein, Weib und Gesang" — der Schluß des Abends — benahm sich wie ein hysterisches Weib, das alles außer Wein und Gesang kennt. Geistreiche Tastenakrobatik! :: Alfred Wittenberg ist der solide Violinist geblieben. Er geigt manierlich, mit

warmem Ton. Keine Offenbarung und kein Erlebnis. :: Kirkby Lunn, eine Miß aus Tafts Gelände, erschien zum ersten Male in der Singakademie. Sie gehört mit ihrem üppigen Mezzosopran auf die Bühne, auf der sie in London und New York bereits Erfolge aufzuweisen hat. Der Begleiter, Percy Pitt, wetteiferte mit ihr in geistiger Unfähigkeit des Vortrags. :: Hentschel-Schesmer — Fräulein Grete — muß noch viel lernen. Die Dame hat eine schöne Stimme, aber singen kann sie vorläufig noch nicht. :: Die Engländerin Nora Drewett — ein zierliches Persönchen mit klugen, blauen Augen — ist rassig im Klavierspiel, willkürlich in der Temponahme. Lieb' Engelland magst ruhig sein! Max Olitzki

Des Wintergartens psychotherapeutische Sendung

Mit Revolverschüssen, Korsettgekrach und Schädelspalten, mit dem Feixen irrer Clowne und dem größenwahnsinnigen Rasseln eines Dutzends Motorräder, die, auf der steilschrägen Innenfläche einer Holzschwellen-Kreisbahn, um die Wette wirbeln, ist uns eine Viertelstunde Nervenruhe nicht zu teuer erkauft. Hei — unsere fröhliche, zerkrampfte Hetzjagd nach der Ruhe, nach der hehren, hochheiligen Stille, da wir den Willen abdanken (den verständigen, blöden!), da die Aengste schlafen gehen und die Begierden all, eingelullt, ihre schlanken, sehr biegsamen Katzenrücken niederstrecken zu blinzelnder Apathie! Dann stiehlt sich von fernher, aus der nebligen Nacht am See, ein ganz matter Lichtstrahl auf die dunkle Weide unseres Traums, ein gelber, feuchter, verschwommener Lichtstrahl, den die dürstende Lunge einsaugt als ein unendlich Kühlendes, Tröstliches und Kindliches. Ueber den See braust, von Westen, der Sturm; in jedem Gertenast der Weiden wacht, gepeitscht und peitschend, eine uralte Zärtlichkeit auf; und wir — Pola, meine Schwester: du und ich — sind starr geneigt gegen den Weststurm, bieten ihm, mit dem gellenden Schrei der Erlösung, die Brust dar. Dein Haar, eine Seelenflut, jauchzt schwarzwellig in Lüften, dein Antlitz, wachsam und glücklich, springt vor zum gespannten Profil, aus Zisternen herrschen nächtig deine Augen —, und wir trotzen, herrisch, majestätisch, in tief-ewiger Ruhe, dieser Empörung, dem Chaos, daraus wir entsprungen sind auf langer, todesschmerzlicher Reise, und das wir lieben mit schmaler, gepreßter, unabänderlicher Anbetung . . . Die Rebellion wollen wir: denn sie ist unsere Ruhe; die Erregung um jeden Preis wollen wir: denn sie ist unsere Heilung. Willkommen: ihr Sturmgeheul und Orgelgedröhn, ihr Schauer in den Katakomben der Zerrüttung, Revolverschüsse, Feuersbrünste des Atropins und ihr disziplinierten Verwirrungen Kankan tanzender Dessous! Notre Dame und Folies Bergère — ihr Sanatorien der Gipfel! Ihr transzendentalen Räusche! Ihr Kultstätten, da eine harte Inbrunst raffiniert geworden ist und sich präzisiert hat in unerbittlich triumphierenden Formen! Das in mittelalterlicher Zähigkeit gehäkelte Spitzenwerk gotischer Domtürme und das freche Eisengerippe des Eiffelturms — schießen sie nicht mit der gleichen nachtwandlerischen Mathematik in den Aether? Randleisten aber dieses Bildes, zeichnen schwarze Fabrikschlöte die schamlosen Linien des Satans und Seurats gegen den fahlen Horizont. In gecinter Luft dürfen wir all das genießen. Denn, brüsk und beseligend, wird das Brüllen der Glocken, das Schmettern der Marseillaise und die rhythmische Barbarei der Dampfhämmer übertönt von der einen, harmonisierenden, idiotischen Melodie: Tarara — bumdiäh! Das Varieté, ein Narkotikum, bringt die Versöhnung . . .

Sollte sie bringen. Wenn freilich die zu holdester Raserei verpflichteten Tänzerinnen seelenvoll und ökonomisch werden — ach, dann steht es in der Tat so übel um unsere Gemütslage, daß wir uns nach den letzten, privaten Giftfläschchen umsehen. Der „Wintergarten" zeigt sich in diesem Monat erschöpft von vielen großen Orgien und holt Atem zu den Wundern der Weihnachtszeit. Immerhin sind kluge Seehunde zu sehen. Ihre Leiber blähen sich zu Wülsten und recken sich zur Magerkeit schillernder Schlangen. Plump wuchten sie, Symbole des Kapitalismus, auf ihren Holzkästen. Eine Sekunde später heben sie gewichtige Flossen, im kranken Wahn, sich wie mit Flügeln aufwärts schwingen zu können. Bald sind sie große Lazerten, die ein später Sonnentag auf den warmen, ginsterbewachsenen Stein gelockt hat (und in diesen Robbenleibern zittert all die ängstliche Nervosität der Eidechsenseele); dann wieder geschäftige, verschlagene Gnome, die, aus Berechnung, gerade ein Tausendstel von dem, was sie wissen, verraten. Das glatte Fell aber schimmert schokoladenbraun oder ganz glitschig-grün, wie Konfituren von Reine-Clauden . . . Auch Cléo de Mérode gibt sich nicht her. Hüpft nur herum und will lieblich sein. Dieser Frau wird man bei Maxim begegnen müssen.

Die Pariser Sängerin Louise Blot, die, nach dem Programm, der Frau Mérode hätte vorangehen sollen, war krank und erschien nicht. Ich war entschlossen gewesen, sie anzubeten. Sie hätte diese Folge der Sparsamen durch ein Intermezzo der Verschwendung beschämt! Sie hätte, den Directoirehut halbschief auf den

schwarzen Haaren, aus ihrem breiten Munde Gassenlieder hervorgeplärrt! O dies ehrliche Plärren zu Paris! Da sind die schönen Frauen alle so naive, glänzende Kinder. Sie gehorchen der Natur und herrschen als Königinnen —, geraten in Sklaverei, rennen tränenden Auges an den Seinequais entlang, am rauschenden Abend —, betreten rasch wieder strahlende Räume, stolz ragend, sonder Scham: Königinnen. Hier ist nichts mehr fragwürdig; hier ist alles in Ordnung (in Deutschland sind die erotischen Dinge nie in Ordnung). Einen Hauch dieser Heilsbotschaft hätte Louise Blot hervorgeplärrt (sie war krank, ich werde sie niemals sehen)! Und wir hätten, bei Whisky und Zigaretten, doch noch eine Viertelstunde jener hochheiligen Ruhe empfunden, da die Angst weicht —, die Angst: der dunkle Grund der Seele. Ferdinand Hardekopf

Humanität und Strafverfolgung im zwanzigsten Jahrhundert

Von Ludwig Feuth. Ueber die Untersuchungshaft. Fast auf jeder Seite findet sich etwas, was zum Widerspruche reizt; und doch möchte man, daß jeder dieses Buch liest. Ueber das Buch als solches will ich nicht sprechen, so wenig wie über seinen Verfasser. Das Buch ist schlecht, und dem Verfasser (der nebenbei ein miserables Deutsch schreibt) gebricht's an Selbstzucht. Er ist ein Künstler und lebt in seiner Künstlerwelt so fern von allem, was Unterordnung und Zwang bedeutet, daß er sich auf dieser Welt auch dann nicht zurecht finden würde, wenn auf humanitärer Grundlage sämtliche von ihm geforderten Reformen längst verwirklicht wären. Des Buches interessanteste Seite ist die nicht beabsichtigte, die psychologische: der Aesthet im Umgang oder, was dasselbe ist, im Kampfe mit der Behörde. Man wird von den in diesem Buche geschilderten Polizeibeamten nicht verlangen können, daß sie ihren Dienst nach individuellen Grundsätzen verrichten. Zweifellos sind die Menschen, mit denen sie in Ausübung ihres Amtes zu tun haben, zu neunundneunzig Prozent derart, daß ihre viehischen Grundsätze am Platze sind. Die Frage ist nur die: ob das eine Prozent, das übrig bleibt, nicht mehr Wert repräsentiert, und ob der Schade, der hier seelisch und physisch angerichtet wird, nicht schwerer ins Gewicht fällt als die Erleichterung, die es gewährt, im Umgang mit Dirnen und Zuhältern peinlich das hier übliche Niveau zu wahren und diese Herrschaften beileibe nicht spüren zu lassen, daß es auch andere Umgangsformen und Lebensgewohnheiten gibt als die in ihren Kreisen üblichen. Freilich, wenn diese würdige Gesellschaft, für die die Untersuchungshaft und die üblichen Freiheitsstrafen längst alles Peinliche verloren haben, sich in den Gefängnissen weniger heimisch fühlen würde. Wenn ferner eines Tages bei dem einen oder anderen der Mensch wieder erwachte, und sich ihm wieder Lebenswege erschlössen, die er längst verloren glaubte, was sollte dann wohl in einem Staat wie Preußen, in dem das Publikum für die Behörde und beileibe nicht die Behörde für das Publikum da ist, aus unseren Beamten werden!?

Von noch heilsamerer Wirkung könnte Feuths Buch nach anderer Richtung sein. Wir alle wissen längst, daß Reichtum und Moral nur selten beieinander wohnen. Daß man die kleinen Diebe hängt und die großen laufen läßt. Das Ueberleichengehen noch immer der gangbarste Weg zu Millionen ist. Diese Spitzbuben, die unsere heutige Gesellschaft, solange nur kein Skandal zu fürchten ist, willig unter sich duldet, rückhaltslos, wo immer man ihnen begegnet, zu entlarven, ist eine Tat, verdienstvoller, als Tagedieben und Landstreichern nachzuspüren. Eine große Reihe solcher Millionärstypen aus dem Berliner Grunewald läßt Feuth an uns vorüberziehen. Der Eingeweihte wird sie unschwer erkennen. Doch damit ist der Sache nicht gedient, der Reinigungsprozeß nicht vollzogen. Nur der Skandal gilt etwas in der Gesellschaft! Daher heraus mit den Namen!

Artur Landsberger

Verlegt bei Hugo Vermühler

Politische Gedichte

Unser Kanzler

Deutscher, sieh empor!
Dinge gehen vor
auf den Höh'n, wo die Regierung haust,
daß der reine Tor
und der Weisen Chor
sehr beängstigt sich die Haare laust.

Seht, in Angst und Schweiß
auf dem Dach ein Greis,
sitzt Fürst Bülow schützend vor dem Thron.
Rutscht er ab? Wer weiß!
Ach, ihm scheint recht heiß
von dem Kaiserreden-Feuilleton.

Aber andrerseits
wissen wir bereits,
daß der deutsche Magen viel verdaut.
Ohne Bülows Reiz,
was geschäh' Gescheit's,
daß daran der Witzbold sich erbaut?

Ach, es wär' verdammt,
blieb er nicht im Amt
neben dem persönlichen Regime.
Das Gebet entflammt
alle insgesamt:
Gott erhalt' ihm uns, sowie auch Ihm.

F. Diot

Neue Landkarten

Der Verein zur Förderung der Luftschiffahrt gibt jetzt Landkarten heraus, die es den Luftschiffern ermöglichen, sich jederzeit auch in größeren Höhen zu orientieren. Am Tage ist eine Orientierung an der Hand der neuen Landkarten natürlich leicht möglich, jetzt will man aber auch Landkarten für die Nachtfahrten herstellen — und es besteht die Absicht, die einzelnen Städte zu veranlassen, auf ihren Kirch- und Rathaustürmen nachts farbige Scheinwerfer aufleuchten zu lassen. Somit hätten wir demnächst auch Leuchttürme für den Luftverkehr. Paul Scheerbart

Die neuen Steuern

Herr Sydow hat dem Reichstage seinen Entwurf über die Finanzreform zugehen lassen, und die Journalisten sind eifrig an der Arbeit, sich durch die 588 Druckseiten hindurchzufinden. Das ist keine leichte Arbeit, und schon heute kann man sagen, daß der Reichstag Monate brauchen wird, wenn er auch nur mit einiger Gründlichkeit ans Werk gehen soll. Vorläufig beschäftigen andere Fragen unsere Volksboten so intensiv, daß an die Finanzreform kaum gedacht wird, und auch in den Zeitungen ist jetzt kein Platz für das wichtigste Reformwerk, das seit der Annahme des Bürgerlichen Gesetzbuchs geschaffen werden soll. Noch nie ist in Friedenszeiten an das Volk die Forderung gestellt worden, 500 Millionen Mark pro Jahr durch Steuern aufzubringen; niemals zuvor auch eine Steuervorlage von nur annähernd großem Umfange so leichten Herzens aufgenommen worden. Das deutsche Volk scheint sich an hohe Steuern gewöhnt zu haben; es ist auch im Laufe der Jahre reicher geworden, und empfindet darum die Steuern nicht mehr so drückend wie früher. Man denke an die Erregung, die durch die Lande brauste, als Bismarck den Vorschlag machte, Branntwein und Tabak zu monopolisieren, an die Petitionen, die von den Interessenten veranlaßt, von Hunderttausenden unterschrieben, bei jeder neuen Steuer an den Reichstag gesandt wurden. Diesmal ist's merkwürdig still; in den Kreisen der Tabakindustrie macht man gegen die Erhöhung der Tabaksteuer Stimmung, die Elektroindustriellen schildern die Folgen der geplanten Abgabe in düsteren Farben. Aber all dies dringt kaum in die Schichten des Volkes, und selbst die Börsenleute fühlen sich als Aktionäre der betroffenen Gesellschaften nicht allzusehr geschädigt. Die Entwicklung der Kurse zeigt es; die Anteile der Elektrizitätsgesellschaften sind, als die Steuerprojekte bekannt wurden, kaum beeinflußt worden; ebensowenig die Kurse der Gasglühlichtfabriken. Das Gesetz von der Abwälzung der Steuer auf den Konsum ist allzusehr schon Gemeingut geworden, und wird manchmal auch, wenn es nicht zutrifft, gläubig hingenommen. Mag sein, daß die Kritik gegen die Finanzreform sich etwas verschärfen wird, wenn das Interesse an dem Interviewskandal (der dem Volke wichtiger ist als die Finanzreform) nachgelassen hat. Doch ist kaum damit zu rechnen, daß Herr Sydow auf großen Widerstand stößt; man wird manchen Abstrich vornehmen, die Inseratensteuer vielleicht fallen lassen, aber im großen und ganzen seine Vorschläge zum Gesetz erheben.

In einem Vortrag, den Professor Adolf Wagner auf Veranlassung der nationalen Vereine Groß-Berlins kürzlich gehalten hat, hob er mit Recht hervor, daß sich gegen die Gas-, Elektrizitäts- und Inseratensteuer manches sagen lasse. Aber er fügte hinzu, man müsse, wenn man sie ablehnen wolle, auch für Ersatz Sorge tragen. Das klingt gerade aus dem Munde Wagners sehr merkwürdig. Denn er ist es gewesen, der schon vor mehr als 20 Jahren Steuerprojekte entwarf, die, hätte man sie nur angenommen, uns heute nicht in die Notwendigkeit versetzen würden, mühsam jeden Groschen zusammenzusuchen. Wagner ist rechtzeitig für die Monopolisierung einiger Produktionszweige eingetreten, oft auch für die Verstaatlichung des Grund und Bodens. Von ihm wurde der Vorschlag des Branntweinmonopols befürwortet, der jetzt endlich zur Annahme gelangen soll. Herrn Adolf Wagner im Jahre der Reichsfinanzreform in den Adelsstand zu erheben, wäre sinniger gewesen, als diesen Titel dem Professor Gustav Schmoller zu verleihen. Denn Wagner hat vornehmlich auf dem Gebiete der Finanzpolitik Verdienste, die ihm heute weder Freund noch Feind streitig machen werden. Aber er hat freilich zuweilen auch mutig und rücksichtslos den Herrschenden seine scharfe Kritik nicht vorenthalten; das wird ihm selbst im Alter nicht verziehen. Selbst jetzt dürfte ein Ersatz für die bekämpften Steuern nicht gerade schwer zu finden sein; Wagner hat selbst einmal ein Reichsversicherungsmonopol vorgeschlagen, sich hierbei freilich den Haß der Versicherungsgesellschaften zugezogen. Vielleicht nimmt er jetzt diesen Plan wieder auf. Ich habe kürzlich an dieser Stelle berechnet, daß allein die Verstaatlichung des Feuerversicherungswesens dem Reiche 50 Millionen Mark im Jahre einbringen würde. Andere geeignete Objekte zur Monopolisierung lassen sich ebenfalls ausfindig machen, wenn nur der gute Wille vorhanden ist. Es ist unbegreiflich, daß man noch immer nicht den Vor-

teil einsehen will, den die Bedarfsdeckung durch Monopole gegenüber den indirekten Steuerquellen gewährt. Beim Monopol tritt eine Belastung des Konsumenten erst dann ein, wenn der Staatsbetrieb eine Erhöhung der Verkaufspreise über ihren bisherigen Stand (zur Zeit des Privatbetriebes) vornimmt. Während aber die indirekte Steuer bewußtermaßen zu einer solchen Preiserhöhung führen muß, ist dies beim Monopol durchaus nicht notwendig. Der Staat vermag die Einnahmen allein auf denjenigen Gewinn zu basieren, den der Privatunternehmer erzielt hat. Sein Ueberschuß besteht also in dem Unternehmergewinn, während er andererseits nur den verhältnismäßig geringen Zinsfuß für die zur Uebernahme des Betriebes notwendigen Anleihen zu zahlen hat. Kein Privatmann vermag sich auf so bequeme und billige Weise Geld zu verschaffen, wie der Staat; er sollte daher häufiger bestrebt sein, die Differenz zwischen Anleihezins und Unternehmergewinn zur Befriedigung seiner Bedürfnisse auszunutzen. Es kommt hinzu, daß in solchem Falle die aufgenommenen Anleihen für Ausgaben werbender Art erfolgen, daß sie zunächst den Kapitalmarkt nicht einmal belasten, da sie zum Umtausch gegen die bei der Monopolisierung im Staatsbesitz übergeführten Betriebe verwendet werden. Der Vorzug bei der Erschließung solcher Einnahmequellen besteht aber auch darin, daß nicht einmal die an dem monopolisierten Gewerbe interessierten Kreise geschädigt zu werden brauchen. Zahlt man (wenn es sich um Aktiengesellschaften handelt) einen den Kursstand auch nur wenig überragenden Preis, so werden die Aktionäre sehr zufrieden sein, und auch der Staat kann, da die Höhe des Kurses häufig dem inneren Wert nicht entspricht, vorteilhaft abschneiden. Der früher gegen die Monopolisierung oft erhobene Einwand, die Regierung sei als gewerblicher Unternehmer wegen ihrer allzu bureaukratischen Verwaltung unbrauchbar, wird heute kaum noch gehört. Er ist bis zu einem gewissen Grade zutreffend, nur kann dem Uebelstand bei einigem guten Willen leicht abgeholfen werden. Und sobald man nur darauf ausgeht, solche Betriebe zu verstaatlichen, die ohne große kaufmännische Gewandtheit zu leiten sind, bleibt schon genug übrig. Es erscheint uns z. B. heute geradezu unverantwortlich, daß nicht rechtzeitig eine Verstaatlichung des Bergbaus (in Steinkohle wie Kali) vorgenommen worden ist. Schätze im Werte von Milliarden konnten ohne große Mühe und Risiko vom Privatkapital gehoben werden; die Lagerungsstätte gehörte der Allgemeinheit, aber der Staat hatte nur das Zusehen. Nachdem die brauchbaren Grubenfelder unter das Privatkapital verteilt waren (der vorhandene Staatsbesitz gleicht einem Tropfen im Meer), schuf man eine Berggesetzgebung, die einen großen Teil der Mängel beseitigte. Aber sie tat keinem mehr weh, weil nichts mehr zu holen war. Würde der gesamte deutsche Bergbau vor zwanzig Jahren an das Reich (oder meinetwegen: an die Einzelstaaten) übergegangen sein; wir hätten jetzt keine Reichsfinanzreform notwendig. Der Reichstag sollte also die neuen Steuergesetze nicht eher annehmen, als bis er reiflich erwogen hat, ob die notwendigen Summen nicht durch Monopolisierung besser einzutreiben sind. Eine Verstaatlichung der Tabakindustrie wird (wegen der großen Verschiedenheit der Betriebe) auf Schwierigkeiten stoßen, leichter ist dies beim Brauereigewerbe durchführbar. Vor allem aber darf man sich das Feuerversicherungswesen nicht entgehen lassen.

Das Monopol hat gegenüber der indirekten Steuer noch den Vorzug, daß seine Erträgnisse einheitlicher zu gestalten sind. Die Verkaufspreise können, auch bei Würdigung der Konsumenteninteressen den Bedürfnissen des Reiches angepaßt werden, während die Regierung bei den Steuern vollkommen von der Preisgestaltung der Privatindustrie abhängig ist, auf die sie nicht den mindesten Einfluß hat. Darum stellt sich auch die neue Vorlage über das Spritmonopol (über dessen Einzelheiten noch zu reden sein wird) auf den prinzipiell berechtigten Standpunkt, daß die Preisregulierung einer Reineinnahme von 220 Millionen Mark angepaßt werden muß. Diese Summe wird, nebst einem Viertel des Ertrages der Erbschaftssteuer, den Einzelstaaten überwiesen; gleichzeitig werden die Matrikularbeiträge erhöht. Die Finanzreform vom Jahre 1906 wollte bekanntlich den Höchstbetrag der nicht durch die Ueberweisungen gedeckten Matrikularbeiträge auf 40 Pfg. pro Kopf der Bevölkerung festsetzen. Da der Reichstag die Forderung ablehnte, so einigte man sich schließlich dahin, diejenigen Beträge, die über den Satz von 40 Pfg. hinausgehen, zu stunden. Die jetzige Vorlage kommt auf diesen Lieblingsplan zurück. Sie begrenzt den Höchstbetrag der ungedeckten Matrikularbeiträge auf 80 Pfg. pro Kopf der Bevölkerung; vorläufig auf den Zeitraum von fünf Jahren. Mit einem gewissen Recht wird eine solche Begrenzung von den Bundesstaaten damit befürwortet, daß sie sonst nicht in der Lage sind, ihre Finanzpolitik für einige Jahre zu bestimmen. Andererseits begibt sich der Reichstag durch die Bindung seines Etatsrechtes, und es entsteht die Gefahr, daß die alte Schuldenwirtschaft von neuem beginnt, wenn (durch geringere Einnahmen) die

Grenze erreicht wird. Freilich ist kaum anzunehmen, daß dieser Fall eintritt; mir scheint sogar umgekehrt, daß die Einzelstaaten bei der neuen Reform ein sehr gutes Geschäft machen. Sie haben aus dem Branntweinmonopol etwa 120 Millionen Mark Mehreinnahmen, und auch die übrigen Steuern sind mit Beträgen kalkuliert, die sicherlich eher zu niedrig als zu hoch sind. Sie haben weiter den Vorteil, daß ihnen die bisher gestundeten Matrikulareinnahmen für die Jahre 1906 bis 1908 (über die Grenze von 40 Pfg. hinaus) mit insgesamt ca. 145 Millionen Mark erlassen werden sollen.

Die Regelung des Verhältnisses zwischen Reich und Bundesstaaten ist ja einer der wesentlichsten Gesichtspunkte für die Reform. Daneben wird noch auf die Hebung der Anleihekurse hingewiesen. Die Pumpwirtschaft soll beseitigt werden, und man will sogar die Tilgung der Anleihen zielbewußter als bisher betreiben. Die Tilgungsquote wird von $^3/_5$ auf 1 % pro Jahr erhöht; am 1. Oktober 1909 ausgegebene Anleihen sollen sogar mit 1,9 %, wenn es sich um werbende Zwecke handelt, sonst mit mindestens 3 % amortisiert werden. Gewiß ein des Strebens wertes Ziel; nur wird wohl niemand außer dem Reichsschatzsekretär daran zu glauben vermögen, daß unsere gesamte Anleihe in 43 Jahren getilgt sein wird. Wenn die Einnahmen aus den neuen Steuerquellen wirklich so kräftig sprudeln, um die Tilgung in dem beabsichtigten Umfange zu gestatten, werden sich bald weitere Ausgaben einstellen, die nur durch neue Anleihen befriedigt werden können. Vorläufig berücksichtigt Herr Sydow nur eine Verstärkung des Heeres und der Marine auf Basis der bewilligten Gesetze; und seine ganze Berechnung erstreckt sich nur auf fünf Jahre. Die Erfahrung hat gelehrt, wie oft auch in der Politik der Appetit beim Essen kommt. Drum muß der Reichstag Abstriche bei den Steuerquellen vornehmen; wir können zufrieden sein, wenn neue Anleihen vorläufig nicht aufgenommen werden und brauchen nicht eine höhere Tilgungsquote festzusetzen, die (im besten Falle) nur zu neuen Ausgaben reizt.

Bruno Buchwald

Verantwortlich für die Redaktion: Eberhard Frowein, Charlottenburg, Lützowerstr. 6; für den Handelsteil: Bruno Buchwald, Berlin C., Heiligegeiststr. 52.

Ich rauche gern meine Pfeife Tabak und am Stammtisch muß eine Zigarre nach der andern dran glauben. Wenn ich nur nicht andern Tags so verschleimt wäre! Es dauert allemal Stunden, ehe ich wieder normal bin; und dann diese überschüssige Säure im Magen! — Je nun, wenn Sie das Rauchen nicht lassen wollen, dann gewöhnen Sie sich daran, beim Schlafengehen und beim Aufstehen ein paar Fays ächte Sodener Mineral-Pastillen zu nehmen, und Sie sollen sehen, Sie werden alle diese Beschwerden los sein. Die Schachtel kostet 85 Pfennig und ist in sämtlichen Apotheken, Drogerien und Mineralwasserhandlungen zu haben. Nachahmungen aber weise man ganz entschieden zurück.

Preis M. 1.00, kleine Tube M. —.60, Oesterreich-Ungarn Kr. 1.50, kleine Tube Kr. 1.00

seit fünfzehn Jahren von Aerzten und Zahnärzten ständig empfohlen
P. BEIERSDORF & Co., HAMBURG
LONDON E. C., Idol Lane 7—8. Vertrieb für U. S. A. Lehn & Fink, NEW YORK